

Carla Del Ponte, Linard Bardill, Heidi Klum, Party-Stadt Bagdad

Nummer 20 – 17. Mai 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Generation harmlos

Smartphone statt Sex: Die neue Normalität der heutigen Jugend.

Von Claudia Schumacher und Beatrice Schlag

Mittelstand, ausgeplündert

So wenig bleibt den Schweizern nach Steuern, Gebühren und Abgaben.

Von Beat Gygi

Eine halbe Milliarde für einen falschen da Vinci?

Kunstkrimi um das Renaissance-Genie. Von Frank Zöllner

4 194407 006904 20



PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 27
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri AG, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.





BREITLING 1884



AIR

LAND

NAVITIMER 8

SEA

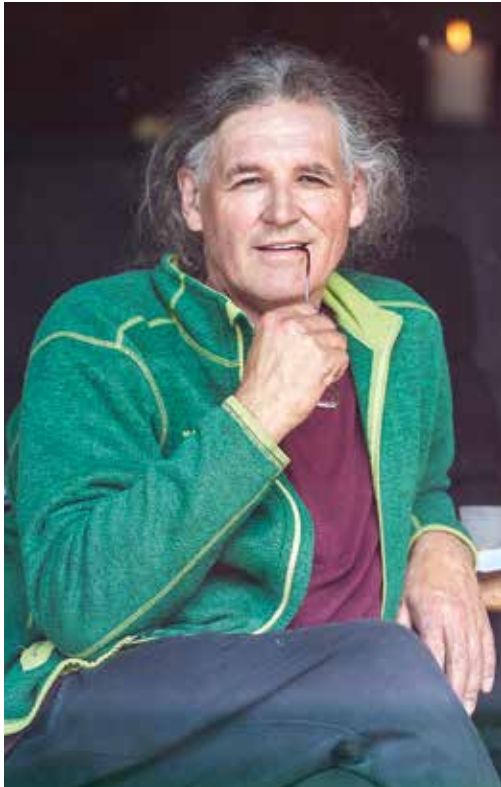


NAVITIMER 8 B01 CHRONOGRAPH 43

MANUFACTURE CALIBER B01
CHRONOMETER-CERTIFIED

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • ZERMATT
ZURICH

Er sehe seine Wahlchancen bei 80 Prozent, sagte Linard Bardill, als Kulturredaktor Rico Bandle ihn letztes Wochenende an den Solothurner Literaturtagen traf. Der Bündner Liedermacher und Geschichtenerzähler kandi-



Neue Rolle als Polit-Rebell: Liedermacher Bardill.

diert für den Bündner Regierungsrat – als Reaktion auf den Skandal um das Baukartell in seinem Kanton. Die Zeichen stünden gut für Kandidaten ausserhalb des etablierten Parteiensystems, sagt er und verweist auf die Situation in den Nachbarländern. Sieht er sich etwa als Bündner Beppe Grillo? Oder als Hippie-Version eines Emmanuel Macron? Bardill lacht. Und beginnt von seinen Ideen zu erzählen, wie er den Kanton von seinen «kriminellen Clan-Strukturen» befreien möchte. Die neue Rolle als Polit-Rebell scheint ihm, der mit Kinderliedern bekanntgeworden ist, sichtlich zu behagen. Seite 16

«Wie kann ein Mädchen, das so jung, schön, und erfolgreich ist, gleichzeitig so ängstlich sein?», fragte sich Gesellschaftsjournalistin Beatrice Schlag, nachdem sie die Nachwuchs-Entertainerin Yaël Meier getroffen hatte. «Wie kann ein Junge in einer so unsicheren Branche nur derart optimistisch in die Zukunft blicken?», fragte sich ihre Kollegin Claudia Schumacher, nachdem sie den werdenden Landwirt Andreas Holzer getroffen hatte. So verschieden die neuen Erwachsenen der Generation Z sind, eine Sache fällt ins Auge: Harmlos ist das neue Cool. Sie scheuen

das Risiko und träumen nicht gross. Wo soll das hinführen? Sechs junge Schweizer erzählen. Seite 20

Der Fall des Whistleblowers Adam Quadroni, der die Absprachen in der Bauwirtschaft des Unterengadins aufzudecken half, beflügelt die Fantasie der Journalisten. Das Ganze liest sich wie ein Schweizer Alpenkrimi, wobei es manche mit den Fakten nicht allzu genau nehmen, wie Philipp Gut in seinem Artikel zeigt. Allen voran der Boulevardverlag Ringier: Er vermischt das familiäre Schicksal von Quadroni mit der Bauaffäre und einer durchsichtigen politischen Agenda. Einheimische Kenner des Falls und selbst enge Vertraute des ehemaligen Whistleblowers schütteln nur den Kopf. Seite 34

Fussball und Kunst haben etwas gemeinsam: Die Preise für die Superstars sind in den letzten Jahren explodiert. In beiden Branchen sind es die Petrodollars aus dem Nahen Osten, die die Preisspirale hochtreiben. In der Kunst heisst der unangefochtene Überflieger Leonardo da Vinci. Vor einigen Wochen ist ein Gemälde des Renaissance-Genies für 450 Millionen Dollar versteigert worden – obschon die Zuschreibung gar nicht sicher ist. Wie funktioniert der Markt für solche Spitzenwerke? Weshalb ist es so schwierig, ein Gemälde Leonardo da Vinci mit hundertprozentiger Sicherheit zuzuweisen? Kunsthistoriker Frank Zöllner, einer der angesehensten Leonardo-Spezialisten Europas, zeigt auf, wie der Rekordtransfer zustande kam. Seite 52

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Arr-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



BIKE SESSIONS18

26./27.5. TCS-ZENTRUM BETZHOLZ ZH

110 TESTBIKES // TESTE DIE KOMPLETTE BMW MOTORRAD PALETTE // **ENDURO-TRAININGS //** 1/8-MEILEN-SPRINT // **SCHNUPPER- UND KURVENKURSE //** STUNT- UND CUSTOM-SHOWS // **FOOD UND DRINKS //** PARTY UND LIVE-ACTS AM ABEND // **AUTOGRAMMSTUNDE MIT TOM LÜTHI //** MEET MINI
UND VIELES MEHR

WWW.BIKESSESSIONS.CH

Proudly presented by

BMW Motorrad



Die Kinder von Gallipoli

Türkische Schulen in der Schweiz? Ja, aber aufpassen beim Einbürgern.

Von Roger Köppel

Willkommen in der Wirklichkeit: Kürzlich berichtete die Sonntagspresse über ein Schülertheater türkischer Erstklässler in Uttwil, Kanton Thurgau. Die Knirpse spielten unter Anleitung ihrer Eltern die Schlacht von Gallipoli nach. Sie posierten als Soldaten, Generäle und Leichen. Im Hintergrund prangten Flaggen und ein Bild von Kemal Atatürk, dem Helden jener Schlacht und Gründer der modernen Türkei.

Für alle, die es vergessen haben: Gallipoli, das war der siegreiche heroische Abwehrkampf der Türken im Ersten Weltkrieg gegen eine Übermacht von Briten, Franzosen und Australiern. Winston Churchill, damals Marineminister, musste in London wegen der Katastrophe seinen Sessel räumen. Das Ereignis wurde für die Briten zum Trauma, für die Türken zum nationalen Heldenmythos, aber in der Realität.

Wie kam es zum Theater? Die Aufführung fand statt im Rahmen des «Unterrichts in heimatlicher Sprache und Kultur» (HSK). Damit will die Volksschule «mehrsprachige und multikulturelle Kompetenzen» fördern. Die Kinder sollen ihre Muttersprache, aber auch die Kultur ihrer Herkunftsländer besser kennenlernen. Konkrete Umsetzer sind die Botschaften der betreffenden Staaten oder eben private Trägerschaften wie in Uttwil die Eltern der Gallipoli-Erstklässler.

Klar, die Berufspädagogen reagierten entsetzt. Im durchpazifizierten Schweizer Bildungswesen ist so etwas undenkbar. Ein Lehrer, der mit seiner Primarklasse den Wilhelm Tell oder die Schlacht am Morgarten inszenieren wollte, würde voraussichtlich mit einem lebenslangen Berufsverbot bestraft.

Schon zu meiner Zeit, als der Kulturmarxismus in der Pädagogik – Erziehung als Umerziehung – erst am Anfang stand, wäre so ein Kriegsstück ausgeschlossen gewesen. Vielleicht ein Kurzbesuch in der Waffenkammer des Landesmuseums, allenfalls ein Ausflug zur Kyburg, sonst aber gab es für uns nur Häkeln, Basteln und Töpfern. Wir Buben hätten natürlich viel lieber mit Karton-Hellebarben und Armbrüsten Theater gespielt, ähnlich wie heute die türkischen Kinder von Uttwil.

Doch die Sache mit Gallipoli verkompliziert sich. Wie der *Sonntagsblick* herausfand, könnte die Aufführung im Thurgau nur die harmlose

Speerspitze einer türkischen Bildungsoffensive in der Schweiz gewesen sein. Ankara plane die Lancierung und Finanzierung sogenannter Wochenendschulen im Ausland.

Die Türkenkinder sollen als freiwillige Unterrichtsergänzung türkische Kultur und Religion vermittelt bekommen. Ich gehe davon aus, dass die Regierung Erdogan nicht unbedingt jene abschreckende Diktatoren-Version der Türkei präsentieren will, die in unseren Medien dominiert, sondern eine patriotische, islamische Erdogan-Türkei, hinter der übrigens nach wie vor eine Mehrheit der Türken steht.

Türkische Schulen in der Schweiz? Bildungspolitiker von links bis rechts sind besorgt. Unbehagen ist auch im privaten Umkreis spürbar. Soll man das Ganze präventiv verbieten?

Selbst wenn es die Gesetze gäbe: Nein. Es ist kein Verbrechen, wenn die Türkei freiwillige Wochenendschulen in der Schweiz betreibt.

Andere Länder machen das auch. Die Schweiz ist zum Glück keine homogene Volksgemeinschaft, sondern ein vielfältiges multikulturelles Land. Das war sie schon, lange bevor Multikulti zur Chiffre einer falschen Zuwanderungspolitik wurde.

Was man aber den Türken klarmachen muss: Ihr dürft eure unterrichtsergänzenden Schulen betreiben, aber die Schweiz muss sie kontrollieren. Das Thema ist nicht Gesinnungsschnüffelei. Einschreiten müsste die Schweiz dann, und nur dann, wenn an diesen Schulen zu rechtswidrigem Verhalten aufgerufen würde.

Was zeigt die ganze Diskussion? Die türkische Regierung ist ganz offensichtlich nicht

daran interessiert, dass sich die Auslandtürken in ihren Gaststaaten richtig integrieren oder assimilieren. Im Gegenteil. Mit ihrer geplanten Bildungsoffensive will die Türkei dafür sorgen, dass die Türken auch im Ausland Türken bleiben. Sie sollen ihre türkische Identität nicht preisgeben.

Klar, dass Nichttürken auf solche Vorgänge kritisch bis ablehnend reagieren. Weil es sich



Schülertheater in Uttwil.

zudem um Muslime handelt, verschärft sich die Furcht vor einer Islamisierung. Sind die Ängste begründet?

Ich würde eher entwarnen. Die Realität ist: Viele Türken, die im Ausland jahrzehntlang gelebt und gearbeitet haben, gehen irgendwann in die Türkei zurück. Die türkische Regierung möchte die Heimkehr sozusagen kulturell vorspüren. Erdogan will Türken zurück und keine Ausländer, die einmal Türken waren. Das ist der Hintergrund dieser Bildungsprogramme.

Es ist somit ein Irrtum, zu glauben, jeder Türke, der in der Schweiz lebt, wolle unbedingt Schweizer werden und seine türkische Identität abwerfen wie einen alten Rucksack. Viele Türken sind stolze Türken. Sie sind Nationalisten im ursprünglichen Sinn. Sie pflegen ihre Identität, ihre Kultur, ihre Religion auch und gerade im Ausland. Nicht, um ihr Gastland zu unterwandern, sondern einfach deshalb, weil sie ihre Heimat lieben und irgendwann dorthin zurückgehen wollen.

Mit diesem Wunsch habe ich genauso wenig ein Problem wie mit der Tatsache, dass es in der Schweiz türkische Schulen geben könnte oder dass türkische Erstklässler mit Holzgewehren Gallipoli spielen. Vielleicht sollten wir uns diese Türkenkinder von Uttwil sogar zum Vorbild nehmen, um den Schweizer Helden von Wilhelm Tell bis Henri Guisan an den Schulen wieder mehr Raum zu geben.

Lasst die Türken Türken sein. Auch in der Schweiz. Was man sich im Zuge dieser Debatte aber ernsthaft fragen muss: Kann es sein, dass wir unser Bürgerrecht zu leichtfertig vergeben an Leute, die am Ende gar nicht wirklich Schweizer werden wollen?

**REFLUXKRANKHEIT:
REINE SYMPTOM-
BEKÄMPFUNG ODER
BEHANDLUNG?**

Öffentlicher Informationsabend
Montag, 28. Mai 2018, 18.30 Uhr

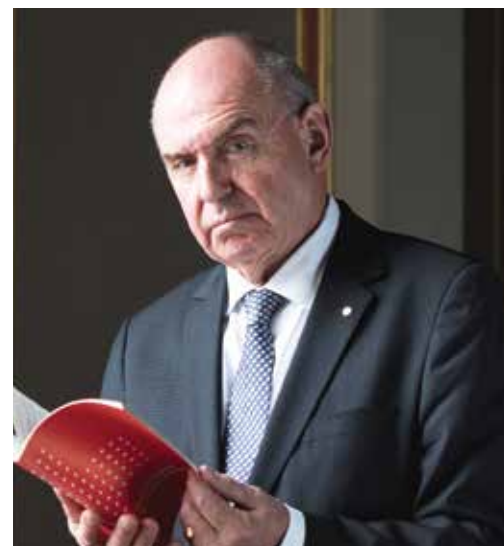
Der Anlass findet im Galderma Center in Zürich statt. Anmeldung erforderlich. Weitere Informationen finden Sie auf pyramide.ch.



Neues Buch: Carla Del Ponte. Seite 40



Schlanker Staat? Im Steuer-Dickicht. Seite 30



«Wir sind politisch gewählt, urteilen aber nicht politisch.»

Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer: Seite 36

Titelgeschichte

- 20 **Generation Z wird erwachsen**
Junge Schweizer erzählen von ihren Träumen und Ängsten

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
- 11 **Kommentare**
Sommarugas Batzen
- 12 **Literatur** Falsche Gesinnung
- 12 **Fall Sika** Sieg der angelsächsischen Angreifer
- 13 **Eilmeldung**
Hart gegen weiches Völkerrecht
- 26 **Brennpunkt** Die Palästinenser wollen nur Staat spielen
- 15 **Nahost** Bitterer Rückschlag
- 16 **Kopf der Woche** Linard Bardill
- 24 **Essay der Woche** Künstliche Intelligenz und eine Grenze der Ethik
- 14 **Lebensläufe** Willi Schmid – Käse-Mozart aus dem Toggenburg
- 28 **Mörgeli** Das schlimmste aller Kartelle
- 28 **Bodenmann** Pfügel lassen schlagen
- 29 **Medien** Da waren's nur noch zwei
- 29 **Die Deutschen** Land der Beauftragten

Inland

- 33 **Gegenrede**
Netzsperrten: Spiel mit dem Feuer
- 34 **Bauaffäre**
Dichtung und Wahrheit
- 35 **Bündner Politiker** Not Carl
«Die Firma hätte eine Chance gehabt»

- 38 **Operation Ständerat**
Polit-Comeback von Yannick Buttet?
- 40 **Gefeiert, gefürchtet, gescheitert**
Carla Del Ponte

Interview

- 36 «Mit Moral hat das nichts zu tun»
Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer

Ausland

- 42 **Party-Stadt Bagdad**
Entspannung im Irak
- 44 **Inside Washington**
Unter dem Messer
- 45 **Rückkehr eines Totgesagten**
Berlusconi darf wieder politisieren
- 46 **Er hat den grösseren Knopf**
Trumps Korea-Diplomatie in 7 Tweets
- 48 **Unser Mann bei Macron**
Joachim Son-Forget

Wirtschaft & Wissenschaft

- 30 **Die Hälfte für den Staat**
Schweizer Steuer-Dschungel
- 60 **Mysterien der Weltgeschichte**
Britischer Todesengel

Kultur & Gesellschaft

- 50 **Ikone der Woche**
Heidi Klum
- 52 **Leonardo da Vinci**
Jesus und die Petro-Dollars
- 54 **Die zweite «Mona Lisa»**
Kunstgeheimnisse im Schweizer Safe

- 56 **Ben Howard**
Wie schafft er es, kein Star zu bleiben?
- 57 **Gwyneth Paltrow**
Sex nach vierzig
- 66 **Frauen, die die Welt bewegen**
Josephine Baker

Rubriken

- 11 **Im Auge** Robert Swan Mueller III
- 18 **Personenkontrolle**
- 19 **Nachruf** Tom Wolfe
- 41 **Nachruf** Elisabeth Pfluger
- 58 **Die Bibel** Fürchte dich nicht
- 58 **Kino** «The Bookshop»
- 59 **Knorrs Liste**
- 59 **Jazz** Nik Bärtsch
- 61 **Fragen Sie Dr. M.**
- 61 **Gewinner der Woche** Von Roll
- 62 **Thiel** Autobiografie
- 62 **Namen** Circus Knie
- 62 **Fast verliebt** Moste mich nicht!
- 63 **Unten durch** Bisonsteaks
- 64 **Wein**
Eleganz des Tangos
- 64 **Salz & Pfeffer**
Grossartiger Landgasthof
- 65 **Auto**
BMW Alpina B5 Biturbo
- 68 **Darf man das?/ Leserbriefe**

Auf dem mystischen Mekong mit RV Mekong Prestige II



Es het solangs het
Rabatt*
Fr. 1000.-

*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon

15 Tage ab Fr. 4990.- (Rabatt Fr. 1000.- abgezogen, Deluxe Hauptdeck inkl. Vollpension & Flüge)

1. Tag Zürich–Bangkok–Siem Reap Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug via Bangkok nach Siem Reap.
2. Tag Siem Reap Ankunft am Morgen. Stadtbesichtigung, Mittagessen. Transfer zum Hotel. **3. Tag Siem Reap (Angkor Wat)** Besichtigung in Angkor Wat. **4. Tag Siem Reap** Besichtigung Angkor Thom. **5. Tag Siem Reap–Phnom Krom/Prek K'dam** Transfer zum Schiff, Einschiffung und «Leinen los!». **6. Tag Kampong Chhnang–Oudong** Ausflug mit Motorboot nach Kampong Chhnang. Schifffahrt Richtung Kampong Tralach. Busausflug nach Oudong. **7. Tag Chong Koh–Phnom Penh** Rundgang durch das Seidenwebereidorf. **8. Tag Phnom Penh** Stadtrundfahrt. Besichtigung des Völkermordmuseums, dem ehemaligen S21-Gefängnis der «Roten Khmer». **9. Tag Phnom Penh–Grenze** Flusstag. **10. Tag Tan Chau** Besuche einer Fischfarm, einer Fabrik für Rattanmatten und einer Seidenweberei. Rundfahrt mit Rikschas. **11. Tag Sadec–Cai Be** Ausflug nach Sadec. Weiterfahrt nach Cai Be. Besuch der Kathedrale sowie einer Fabrik für Süßigkeiten und Reispapier. **12. Tag My Tho–Saigon** Schifffahrt nach My Tho. Ausschiffung und Bustransfer. Stadtrundfahrt in Saigon. **13. Tag Saigon** Besuch des lokalen Ben Thanh Marktes. Vietnamesischer Kochkurs. **14. Tag Saigon–Bangkok** Freie Zeit. Abschieds-Mittagessen. Besuch des Künstlerdorfs Ky Long Art. Transfer zum Flughafen. Flug nach Bangkok am Abend. **15. Tag Bangkok–Zürich** Abflugkurz nach Mitternacht. Ankunft in Zürich am frühen Morgen. Individuelle Heimreise.

Händler in Vietnam



Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Mekong Waterways

RV Mekong Prestige II***** – by Thurgau Travel
Modernes Schiff und komfortabel eingerichtet mit Platz für 64 Gäste. Die 28 Deluxe Kabinen (ca. 20 m²) verfügen über einen Privatbalkon mit Sitzgelegenheit, zwei zusammenstellbare Einzelbetten, eine Sitzecke mit kleinem Tisch, Badezimmer mit Dusche/WC, Föhn, Safe und individuell regulierbare Klimaanlage. Die Junior Suiten (ca. 24 m²) und Terrassen Suiten (ca. 27 m²) sind gleich ausgestattet, verfügen aber über eine grössere Sitzecke und zusätzlich über eine separate Badewanne. Bordausstattung: Sonnendeck mit Liegestühlen und Whirlpool, Lounge mit Bar, Fitnessraum und Spa mit zwei Massagezimmern. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Verlängerungsprogramm Hanoi und Halong Bay

14. Tag Saigon–Hanoi Flug nach Hanoi. Transfer zum Hotel, Abendessen. **15. Tag Hanoi** Stadtrundfahrt. Besuch Keramikdorf Bat Trang. **16. Tag Hanoi–Halong Bay** Transfer, Einschiffung auf Dschunke. Fahrt durch die Halong Bay (UNESCO-Weltnaturerbe). **17. Tag Halong Bay–Hanoi** Schifffahrt, Besuch Kalksteinhöhle. Ausschiffung und Transfer zurück nach Hanoi. **18. Tag Hanoi–Bangkok** Freizeitt. Rikschafahrt durch die Altstadt. Transfer zum Flughafen. Flug nach Bangkok. **19. Tag Bangkok–Zürich** Flug nach Zürich. Ankunft am frühen Morgen. Individuelle Heimreise.

2-Bettkabine Deluxe (ca. 20 m²) mit Privatbalkon



- Zauberhaftes Kambodscha und Vietnam
- Charmantes Phnom Penh
- UNESCO-Weltkulturerbe Angkor Wat

Reisedaten 2018/19 Es het solangs het Rabatt
04.11.–18.11.18 **1000** 13.01.–27.01.19 **1000**

Ähnliche Reise mit RV Mekong Pandaw vom
20.11.–04.12.2018 und vom 29.01.–12.02.2019.

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Deluxe Hauptdeck, Privatbalkon	5990
2-Bettkabine Deluxe Oberdeck, Privatbalkon	6290
Junior-Suite Hauptdeck (ca. 24 m ²), Privatbalkon	6690
Terrasse-Suite Oberdeck (ca. 27 m ²), Privatbalkon	7290
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	990
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1490
Zuschlag Flug Business Class	auf Anfrage
Verlängerungsprogramm Hanoi/Halong Bay	990
Einzelzuschlag Verlängerungsprogramm	490
Jahresversicherung Allianz Einzel	124
Jahresversicherung Allianz Familie	199

Leistungen: Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie, Übernachtungen in 4/5-Sterne-Hotels in Siem Reap und Saigon, Vollpension während der gesamten Reise, Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways in Economy inkl. Flughafentaxen (höhere Klasse gegen Zuschlag), alle Ausflüge gemäss Programm, Trinkgelder und lokale Getränke an Bord, alle Transfers und Hafengebühren, lokale Deutsch sprechende Reiseleitung, Thurgau Travel Reisebegleitung. Weitere Informationen finden Sie im Internet oder verlangen Sie den Prospekt.

RV Mekong Prestige II*****



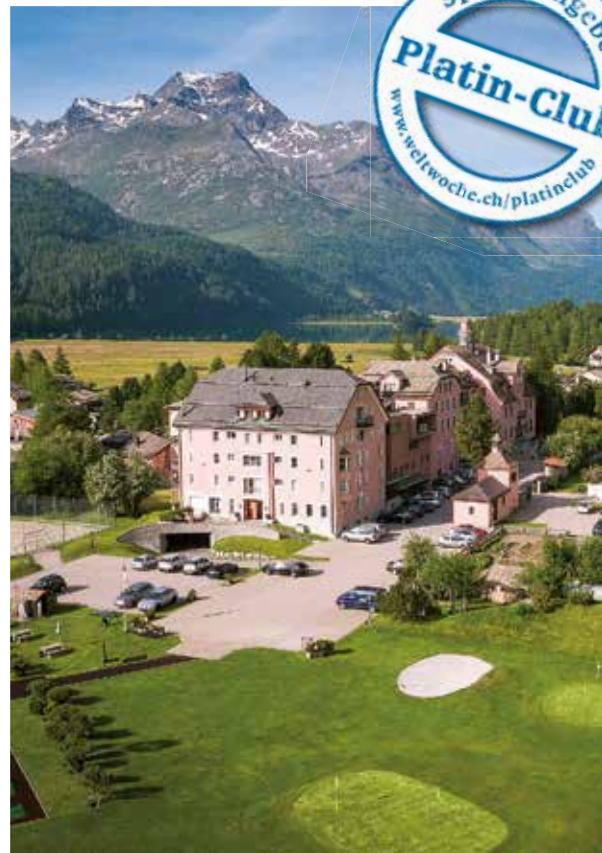
Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Karin Strübi
Gratis-Nr. 0800 626 550

Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



Parkhotel Margna****-sup in Sils Baselgia

Golf und Genuss im Engadin

Auf einem der höchstgelegenen Golfplätze der Schweiz haben Sie die Gelegenheit, unter professioneller Anleitung Ihr golferisches Können zu verfeinern oder als Einsteiger die ersten Schwünge zu erlernen. Abseits des Greens geniessen Sie die Vorzüge des Vier-Sterne-«Parkhotel Margna».

Am kristallklaren Silsersee, nur 15 Minuten von St. Moritz entfernt, finden Sie das perfekte Umfeld für aktive Erholung in ruhiger Natur. Zusammen mit dem «Margna»-Golf-Pro feilen Sie auf dem hoteleigenen 6-Loch-Par-3-Golfplatz an Ihrer Spieltechnik – sowohl als Einsteiger wie auch als fortgeschrittener Golfer. Abgerundet wird das sportliche Erlebnis durch Gaumenfreuden aus der Gourmetküche. Entspannung mit Blick auf die Bergkulisse finden Sie im Spa «La Funtauna». Wandern, biken, segeln oder surfen: Die Möglichkeiten sind unbegrenzt.

Das 1817 erbaute Vier-Sterne-«Parkhotel Margna» empfängt seit über hundert Jahren Gäste aus aller Welt. Engadiner Arvenholz-Zimmer, die elegante Hotelhalle und die Pianobar mit Live-Musik bereichern Ihren den Aufenthalt. Alternativ haben Sie die Möglichkeit, in der charmanten «Chesa Sarita» zu logieren. Willkommen im Oberengadin!

Exklusiv für Weltwoche-Leser:

- 3 bzw. 5 Übernachtungen im DZ im «Parkhotel Margna» oder in der «Chesa Sarita»
- Engadiner Frühstücksbuffet
- Abendessen mit Kraftmenü im «Grillroom»
- Unlimitierte Nutzung des «Margna»-6-Loch-Par-3-Golfplatzes mit Driving Range, Putting Green etc.
- 1 Lektion mit dem «Margna»-Golf-Pro für 2 Personen (50 Minuten)
- Golfschläger und Bag (gem. Verfügbarkeit)
- «Margna»-Golfer-Souvenir

«Margna»-Extras:

- Kostenlose Nutzung von Tennisplatz, Pétanque-Bahn, Mountainbikes sowie Ruderboot auf dem Silsersee
- Zugang zum Spa «La Funtauna» (für «Sarita»-Gäste gegen Aufpreis)
- Parkplatz vor dem Hotel
- Bergbahnen und ÖV im Oberengadin gratis

Platin-Club-Spezialangebot

Golf-Spezial im «Parkhotel Margna», Sils Baselgia

Spezialpreise:

Im «Parkhotel Margna»**-sup:**

- 3 Nächte ab Fr. 575.– p. P. (statt 720.–)
- 5 Nächte ab Fr. 925.– p. P. (statt 1160.–)

Im Hotel «Chesa Sarita»-sup:**

- 3 Nächte zum Vorzugspreis ab Fr. 405.– p. P. (statt Fr. 510.–)
- 5 Nächte zum Vorzugspreis ab Fr. 645.– p. P. (statt Fr. 810.–)

(Zusatznächte und andere Zimmerkategorien auf Anfrage)

Bedingungen:

Das Angebot ist limitiert und gültig vom 15. Juni bis 21. Oktober 2018 (mit Ausnahme vom 22. Juli bis 4. August 2018).

Buchung:

Telefonisch beim «Parkhotel Margna» über 081 838 47 47 oder per E-Mail an info@margna.ch. Bitte das Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Parkhotel Margna, 7515 Sils Baselgia
www.margna.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Sommarugas Batzen

Von Philipp Gut — Die Justizministerin wollte Asylbewerber mit Geldgeschenken in die Heimat zurücklocken. Sie spricht von einem Erfolg. Die Zahlen sagen etwas anderes.



«Positive Erfahrungen»: Sommaruga.

Die Meldung der *Sonntagszeitung* liess aufhorchen: Immer weniger Asylbewerber nehmen die sogenannte Rückkehrhilfe des Bundes in Anspruch und reisen freiwillig in ihre Heimat zurück. Trotz der Geldgeschenke sinkt der Anteil der freiwilligen Rückkehrer gegenüber den abgewiesenen Gesuchstellern, die ausgeschafft werden oder untertauchen. Die Justizministerin lässt sich von den Fakten ihres eigenen Staatssekretariats für Migration (SEM) nicht beirren, spricht von «positiven Erfahrungen» und verkauft die Aktion im In- und Ausland als Erfolg.

Nachfragen der *Weltwoche* beim SEM bringen erstaunliche Zusammenhänge zutage. Obwohl die Zahl der Rückkehrhilfen in den letzten sechs Jahren stark zurückging, wurden dafür über 26 Millionen Franken ausgegeben. Das macht im Durchschnitt 1736 Franken pro Person – mehr als ein Eritreer in seinem Heimatland im Jahr verdient.

Der Betrag ist also keineswegs klein, dennoch setzt die Rückkehrhilfe nicht jene Anreize, die Bundesrätin Sommaruga verspricht. Die Gründe dafür liegen zum einen bei den Leuten, die mit Vorliebe solche Hilfe in Anspruch nehmen. Besonders beliebt war die Barzahlung nämlich nach Auskunft des SEM bei «Personen aus den visumbefreiten Balkanstaaten» sowie bei Tunesiern, die im Zuge des

Arabischen Frühlings massenhaft in die Schweiz kamen. Beide Gruppen hatten kaum Aussicht auf Asylgewährung. Warum sollten Serben, Bosnier oder Kosovaren in der Schweiz Schutz suchen? Der Verdacht steigt auf, dass es vielen von ihnen eher darum ging, Sommarugas Batzen abzuholen. Wer möchte es ihnen verargen? Wem man Geld offeriert, der nimmt es. Welcher Schweizer würde nicht nach Kanada reisen und dort ein Asylgesuch stellen, wenn ihm dieses Land für eine Rückkehr in die Heimat 100 000 Dollar böte? 100 000 Dollar sind für einen Schweizer etwa so viel wie 1700 Franken für einen Eritreer.

Eine Erklärung für den ausbleibenden Erfolg des Rückkehrprogramms könnte nun darin liegen, dass sich die Länderzusammensetzung bei den Asylgesuchen nach Einführung der sogenannten 48-Stunden-Verfahren geändert hat – darauf weist auch das SEM in seiner Antwort auf die Anfrage der *Weltwoche* hin. Neuerdings werden Gesuche aus visumbefreiten Staaten im Eiltempo entschieden. Personen aus diesen Ländern kommen deshalb viel weniger in die Schweiz, im Gegensatz zu Leuten aus dem Nahen Osten oder aus Afrika.

Anreiz zum Bleiben

Von einer weiteren, tiefer reichenden Ursache für die mangelnde Beliebtheit der vergoldeten Rückkehr sprechen die Asylexperten des Bundes nicht: Im Vergleich zum Anreiz zur Rückkehr ist der Anreiz zum Bleiben deutlich stärker. Die Erfahrung lehrt die Asylbewerber, dass sie auch bei abschlägigem Entscheid häufig in der Schweiz bleiben können. Das gilt beispielsweise für die grosse Zahl der vorläufig Aufgenommenen. Die Neuankömmlinge haben, ohne je einen Rappen eingezahlt zu haben, das gleiche Anrecht auf die sozialstaatlichen Leistungen der Schweiz wie Einheimische – und diese Leistungen erreichen ein Niveau, von dem die meisten Menschen in den Herkunftsländern nur träumen können. Hier lohnt sich ein Blick über die Grenzen: Der österreichische Jungkanzler Sebastian Kurz will dies ändern. Er wolle «mehr Gerechtigkeit» schaffen und die Sozialleistungen für Zuwanderer rasch kürzen, erklärte er. Mehr Gerechtigkeit: Das müsste eigentlich auch das Ziel der Sozialdemokratin Simonetta Sommaruga sein. Die Rückkehrmillionen könnten dann entbehrlich werden – weil es sich für Wirtschaftsflüchtlinge nicht mehr auszahlt, überhaupt erst herzukommen.

Mann, Mueller



Robert Swan Mueller III, Trumps Schatten.

Sie trafen sich erstmals Auge um Auge, als der Präsident eine halbe Stunde lang pathetisch versuchte, Robert Mueller, 75, als FBI-Chef anzuheuern. Der Umworbene lehnte ab. Er hatte diesen Dienst schon einmal von 2001 bis 2013 geleistet – unter dramatischen Vorzeichen, Amtseid gerade eine Woche vor 9/11 und nach einer Prostataoperation. Dann stand er, diesmal uneingeladen, wieder im Weissen Haus auf der Matte, Donald Trump spottete: «Den habe ich doch schon mal gesehen.» Mueller erschien als Sonderermittler und lästiger Angstgegner, der Trumps Russland-Gespinnst untersucht.

Ein Showdown zwischen einem schillernden Show-Nationalisten und einem Mannsbild wie aus dem Patriotenalbum. Gemeinsam haben sie ihre deutschen Wurzeln: Donald Trump in Kallstadt in der Pfalz, Robert Mueller über seinen Grossvater in Pommern, deshalb der Stammbaumname Robert Swan Mueller III. Beides Offiziere, doch Trump drückte sich vor Vietnam, der Marine Mueller kehrte als hochdekoriertes Kriegsheld nach Hause. Trump redet und twittert, Mueller vermeidet sogar das Wort «I», ich. Er trägt den immer gleichen dunklen Anzug und ein weisses Hemd, nur bei der Krawatte schwankt er zwischen Blau und Rot, den Farben der US-Flagge. Es ist das einzig Private, das über den kerzengeraden Mann Mueller kursiert, nebst der Fünfzig-Dollar-Sportuhr mit der Zeitanzeige an der Innenseite seines Handgelenks. So viel männliche Bescheidenheit forderte die *Washington Post* zu einem Mode-Charakterporträt heraus.

Mueller wuchs in Princeton auf als Sohn eines reichen Industriemanagers, dort besuchte er die renommierte Universität und glänzte als Fussball- und Eishockey-Star. Seine Frau Ann Cabell Standish lernte er auf einem Highschool-Ball kennen, beide waren siebzehn. Sie wurde Lehrerin für behinderte Kinder; eine Tochter des Ehepaars Mueller kam mit einem offenen Rücken zur Welt. Mrs Muellers Vorfahren gehörten zu den ersten Siedlern aus England, die Amerikas Küste 1620 mit der «Mayflower» erreichten. *More America* geht nicht. Peter Hartmann

Falsche Gesinnung

Der Schweizer Autorenverband pflegt seine alte Tradition der Ausgrenzung weiter.

Er wollte besonders lustig sein. Als Autor Guy Krneta an den Solothurner Literaturtagen die NZZ als Gewinner des Schmähpriess «Bleierne Feder» ausrief, sagte er: «Ein Applaus an dieser Stelle wäre unpassend.»

Die Zeitung erhielt den Preis des Verbands Autorinnen und Autoren der Schweiz (AdS) für seine «Verschlechterung der Kulturberichterstattung». Bloss: Das Gegenteil ist der Fall. Seit die Zeitung vor zwei Jahren René Scheu als Kulturchef eingesetzt hat, ist das Feuilleton aus seinem Dornröschenschlaf erwacht. Die Berichterstattung polarisiert, ärgert, regt zum Denken an. Genau das, was ein gutes Feuilleton soll. Was hat Scheu verbrochen? Er ist kein Linker. Krneta beschimpfte ihn in seiner «Laudatio» als «rechts-libertären Musterschüler». Der Skandal liegt für die Autoren also allein darin, dass eine bürgerliche Zeitung einen bürgerlichen Feuilletonchef hat.

Mit dieser Preisvergabe setzt der AdS seine lange Tradition der Intoleranz und Ausgrenzung fort. In den Jahren vor und während dem Zweiten Weltkrieg oblag es dem Schriftstellerverband (die Vorgängerorganisation des AdS), über Asylgesuche von Autoren zu entscheiden. Die hiesigen Schriftsteller gingen rigoros gegen die Konkurrenz aus dem Ausland vor, verpetzten Autoren, die ohne Arbeitsbewilligung unter Pseudonym Texte schrieben und wehrten sich gegen das von Ferdinand Rieser auf privater Basis betriebene Emigrantentheater am Schauspielhaus Zürich, das später Welt- rühm erlangte.

In den 1970er Jahren spalteten sich die progressiven Autoren vom konservativen Verband ab und gründeten die Gruppe Olten. Nach einigen Jahren taten sich die zwei Organisationen unter dem Namen AdS wieder zusammen. Doch es ging gleich weiter wie zuvor, bloss mit umgekehrten politischen Vorzeichen. Dem Walliser Schriftsteller und SVP-Politiker Oskar Freysinger wurde die Mitgliedschaft verweigert – explizit aus politischen Gründen. Dichter Raphael Urweider rief als AdS-Präsident einmal öffentlich dazu auf, die Beteiligten an einem SVP-Wahlfilm zu denunzieren.

Wer ausschert, wird bestraft. So auch Schriftsteller Claude Cueni, der nach der Freysinger-Affäre den AdS aus Protest verliess – er wurde seither nie mehr an die Solothurner Literaturtage eingeladen. Wie sagte er kürzlich so treffend: «Was die Szene zusammenhält, ist die gemeinsam praktizierte Intoleranz gegenüber anderen.» Rico Bandle

Sieg der angelsächsischen Angreifer

Von Beat Gygi — Der Sika-Konzern ist in neuen Händen, und viele sehen sich als Gewinner. Bei der Transaktion war Druck im Spiel. Gelitten hat die Eigentumsgarantie.

Der Kampf um die Kontrolle über die Spezialchemie-Gruppe Sika ist nach dreieinhalb Jahren schliesslich ziemlich glimpflich zu einem Ende gekommen und auf den ersten Blick haben eigentlich alle Parteien etwas gewonnen. Die Eigentümerfamilie Burkard verkaufte ihr Aktienpaket, das gut 16 Prozent des Kapitals und rund 53 der Stimmen von Sika enthielt, an den französischen Baustoff-Konzern Saint-Gobain und erhielt dafür 3,22 Milliarden Franken und damit gut 500 Millionen Franken mehr, als die beiden Parteien im Dezember 2014 in ihrem ursprünglichen Kaufvertrag vereinbart hatten. Saint-Gobain verkaufte von ihrem Paket knapp 7 Kapitalprozente weiter an den Sika-Konzern und erhielt dafür rund 2 Milliarden Franken und damit 795 Millionen Franken mehr, als sie an der Börse erhalten hätte.

Der Sika-Verwaltungsrat mit Präsident Paul Hälg schliesslich, der sich zusammen mit dem Management von Anfang an gegen die ursprünglichen Verkaufsabsichten der Eigentümer aufgelehnt und deren Stimmrechte gesperrt hatte, wird von allfälligen Klagen und Rückforderungen befreit, erhält für die vergangenen Jahre die Entlastung und die zurückbehaltenen Löhne und sichert sich auf absehbare Zukunft seine Arbeitsplätze. Wie ist dieses vermeintliche Wunder, diese Win-win-win-Lösung zustande gekommen? Es war im Prinzip das atemberaubende Wachstum und die damit einhergehende Wertsteigerung des Sika-Konzerns, die viel zu dieser Entspannung beitrugen. In den dreieinhalb Jahren hat sich der Börsenwert des Unternehmens etwa verdreifacht, das reicht gut aus für eine grosszügige Umverteilung von Substanz an mehrere Parteien.

Gewaltanwendung

Aber Moment, Umverteilung heisst doch, dass irgendwo auch etwas weggenommen wird. Woher nimmt der Sika-Konzern die 2 Milliarden Franken, die er an Saint-Gobain zahlt? Im Prinzip kommt die Substanz von den Aktionären, die diesen Abfluss letztlich in der Kursentwicklung der Aktie spüren. Die Aktionäre bezahlen also auch den Freikauf ihres Verwaltungsrats. Aber es gibt eine Gegenbewegung: Die Saint-Gobain-Führung ihrerseits hätte zu den alten Bedingungen die gut 50-prozentige Stimmenmehrheit des Konzerns erworben, zu den neuen Bedingungen hat sie nur noch eine gut 10-prozentige Quote. Dahinter steht unter anderem die Tatsache, dass im Zuge der ganzen Transaktion alle Aktien auf die gleiche Stimmkraft um-

gestellt werden, auf die Einheitsaktie nach dem Motto: eine Aktie, eine Stimme. Bei praktisch allen solchen Umstellungen auf die Einheitsaktie verlieren die vormaligen Eigentümer der stimmrechtskräftigeren Aktien an Macht und Mitteln.

Damit kommt man zu den ganz grossen Gewinnern dieses ganzen Kampfes: Es sind die angelsächsischen Investoren, die von Anfang gerufen haben: «Halt, das gilt nicht, dass die Eigentümerfamilie mit nur 16 Prozent des Kapitals die Stimmenmehrheit verkaufen kann!» Die Aktionärsgruppe um Cascade Investment, Bill & Melinda Gates-Stiftung, Columbia Threadneedle sowie Fidelity International, traten mit ihren etwa 5 Prozent Aktien sehr laut auf und taten so, als hätte ein Investor bei Sika nicht gewusst, dass die stimmrechtsstarken Aktien der Familie gehörten. Und sie traten auf, als ob es verwerflich sei, wenn die Familie ihre Eigentumsrechte frei ausübt. Dabei schwang mit: Hinterwäldlerisch sei das und gehöre abgeschafft. Genau im gleichen Geist hat auch der Sika-Verwaltungsrat gegen die Eigentümerfamilie mit Unterstützung des Starnwalts Peter Nobel rebelliert und der Familie die Eigentumsrechte abgesprochen. Nun scheint es, als habe sich diese Gewaltanwendung für die Angreifer ausbezahlt: Die alte Eigentumsordnung ist umgekrempelt worden, bevor das angerufene Gericht sein Urteil zu dieser wichtigen Frage verkündet hat.



Win-win-win-Lösung: Sika-Chef Hälg.

Hart gegen weiches Völkerrecht

Von Beat Gygi — Warum nur ist ausgerechnet der SVP-Nationalrat und Rechtsexperte Hans-Ueli Vogt für den Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative?

Es ist nicht so lange her, dass Hans-Ueli Vogt im Gespräch erwähnte, die Konzernverantwortungsinitiative sei sehr gefährlich für unsere Wirtschaftsordnung, man müsse einen Erfolg dieser Initiative unbedingt verhindern, der Kampf werde aber schwierig sein. Jetzt ist der Kampf für Vogt, SVP-Nationalrat, Rechtsprofessor und juristischer Experte im parlamentarischen Prozess in Bern, auch persönlich schwierig geworden. In der rechtspolitischen Kommission des Nationalrats hat er die Reform des Aktienrechts – die seit 2007 kurvenreich verläuft – mit zahlreichen Vorschlägen weiter vorangetrieben. In der heutigen Version sind unter anderem, gegen Vogts Widerstand, Frauenquoten für Verwaltungsräte und Geschäftsleitungen bei kotierten Unternehmen vorgesehen, und in den letzten Monaten ist nun auch die Konzernverantwortungsinitiative eingeschleust worden: Die Kommission hat einen indirekten Gegenvorschlag zur Initiative auf Gesetzesebene beschlossen und zu einem Teil des Aktienrechts gemacht.

Das hatte sogar der Bundesrat, der sonst allernachhaltigkeitsinitiativen verfolgt, nicht im Sinn gehabt. Die im Herbst 2016 eingereichte Konzernverantwortungsinitiative fordert, dass Schweizer Unternehmen weltweit internationale Umweltschutz- und Menschenrechtsvorschriften sowie die entsprechenden Sorgfaltspflichten befolgen müssen und dass man ihnen das nun verbindlich per Gesetz vorschreiben soll. Im Prinzip wollen die Initianten internationale Richtlinien, die eine Art «weiches Völkerrecht» in Form von Uno-Leitlinien oder internationalen Normen anderer Organisationen darstellen, zu «hartem» Schweizer Recht machen. Der Bundesrat beantragte im September in der Botschaft dem Parlament, die Initiative ohne direkten Gegenentwurf oder indirekten Gegenvorschlag abzulehnen.

Grösseres Unheil abwenden?

Nun aber werden in der gegenwärtigen Version des Aktienrechtspakets plötzlich die Pflichten der Verwaltungsräte neu um Umwelt- und Menschenrechtsziele erweitert. Die Firmen dürften zum Beispiel keine Kinderarbeit dulden, weil internationale Normen dies verbieten – auch wenn Kinderarbeit in be-



Bessere Strategie: Wirtschaftsrechtsprofessor Vogt.

stimmten Ländern zur momentanen Entwicklungsphase gehört und ein Rückzug der Schweizer Firmen diesen Gebieten mehr schaden als nützen würde. Da Vogt an der Konstruktion des Gegenentwurfs massgeblich mitgearbeitet hat, ist er bei der SVP unter Druck geraten. In der Partei herrscht die Meinung, die Initiative gehöre abgelehnt, und zwar ohne jeglichen Gegenvorschlag.

Vogt nennt dies den realpolitischen Ansatz: die Initiative verhindern durch dosierte Zugeständnisse.

Vogt sagt, anfangs sei auch er gegen jede Art von Gegenvorschlag gewesen, jetzt aber sehe er die bessere Strategie darin, einen Gegenentwurf zu formulieren, der den Firmen einige zurückhaltende Zusatzpflichten auferlege und dann in dieser Form aber so fest verankert werde, dass die Schweizer Wirtschaft später gegen weitergehende Forderungen geschützt sei und man so grösseres Unheil abwehren könne. Die Befürworter versprechen sich vom indirekten Gegenentwurf auch, dass die Initianten als Gegenleistung die Konzernverantwortungs-

initiative zurückziehen würden, wie sie es bisher unverbindlich angedeutet haben. Vogt nennt dies den realpolitischen Ansatz: die Initiative verhindern durch dosierte Zugeständnisse.

Klar, aus parteipolitischer Sicht könne man auf vollen Widerstand schalten, was aber bei einer breiten Bevölkerungsschicht die Erfolgchancen der Initiative erhöhen dürfte. SVP-

Fraktionschef Thomas Aeschis Argumente tönen anders: Im Zentrum stehe nicht die Frage, welche Lösung wie viele Stimmen bringe, sondern die Frage, ob ein neues Gesetz nötig sei oder nicht. Die Antwort sei klar nein, der Gesetzgeber müsse da nicht aktiv werden. Wenn man eine Gesetzesgrundlage erst einmal einrichte, sei es nur eine Frage der Zeit, bis diese dann zunehmend verschärft werde. Einen solchen Kurs dürfe man gar nicht erst einschlagen. SVP-Präsident Albert Rösti bekräftigt, dass die Parteiführung einen Gegenvorschlag klar ablehne, damit würde man ja ein weltweit einmaliges Haftungssystem aufbauen, Beweislastumkehr akzeptieren und erst noch im Obligationenrecht verankern. Auch im Gewerbeverband befürchtet man, dass der Adressatenkreis der neuen Vorschriften später immer mehr ausgeweitet würde. Anderen Wirtschaftsverbände signalisieren Zustimmung zum indirekten Gegenentwurf mit dem Hinweis, die Initianten hätten im Rahmen von Vogts Ansatz Zugeständnisse gemacht.

So wie es im Moment aussieht, wird die Rechtskommission, die am Freitag eine Sitzung hat, neben dem indirekten Gegenvorschlag mit einem Minderheitsantrag zur Rückweisung des gesamten Aktienrechtspakets an den Nationalrat gelangen. Im Erfolgsfall wäre einerseits der Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative vom Tisch, andererseits auch der bisherige Teil der Aktienrechtsrevision. Von den vier Hauptpfeilern der Aktienrechtsreform hat ein bedeutender Teil der Wirtschaft vor allem die Vorschläge zu den Frauenquoten für Führungsgremien sowie die neuen Transparenzvorschriften für Rohstoffunternehmen im Visier.

Ein weiterer Ansatz, den Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative zu bekämpfen, besteht darin, diesen Vorschlag von der Aktienrechtsrevision zu trennen und ihn sozusagen in den vollen Gegenwind zu stellen. Diese Entkoppelung, die dem Nationalrat ebenfalls beantragt wird, würde die Erfolgchancen des Gegenvorschlags wohl reduzieren und jene des Aktienrechts heben. Die Frage ist allerdings, wie attraktiv die Aktienrechtsrevision für Unternehmen und Aktionäre per saldo ausfallen wird, da sie neben etlichen Erleichterungen eben auch Bürokratiemonster enthält. ○

Die Palästinenser wollen nur Staat spielen

Von Henryk M. Broder — Im Nahen Osten ist in Wahrheit keine Seite an einer Zweistaatenlösung interessiert. Am Status quo ändert die Anerkennung Jerusalems als Hauptstadt nichts. Die Verlegung der US-amerikanischen Botschaft ist ohnehin seit 25 Jahren eine beschlossene Sache.

Wenn bei einer Demonstration mehr als fünfzig Menschen ums Leben kommen, kann es nicht ausbleiben, dass dies das Top-Thema aller Nachrichtensendungen wird. Auch die Frage, ob Israel überreagiert habe, ob es nicht Möglichkeiten gegeben hätte, die von den Gaza-Palästinensern provozierten Zusammenstöße mit der israelischen Armee anders als mit scharfer Munition zu beantworten, ist völlig legitim. Nur lassen sich solche Fragen aus sicherer Entfernung leichter stellen und beantworten als aus einem Ort namens Nir Am, einem 1943 gegründeten Kibbuz an der Grenze zu Gaza, in dem etwa hundert Familien von der Landwirtschaft leben.

Gaza liegt gleich um die Ecke von Nir Am, hier fragt man sich, was den Einwohnern des Dorfes geblüht hätte, wenn die Demonstranten es geschafft hätten, den Grenzzaun zu überwinden. Wollten sie nur mal das Community Center von Nir Am besuchen oder mit einem Linienbus nach Tel Aviv fahren, um dort am Strandleben teilzunehmen? Die Frage mag spekulativ klingen, die Antwort ist es nicht. Die Chance, einen solchen Angriff zu überleben, wäre etwa so gross wie die, bei einem Tsunami mit dem Leben davonzukommen.

Gutvermarkteter «Freiheitskampf»

Nun hören und lesen wir überall, die Proteste der Palästinenser richteten sich erstens gegen die 70-Jahr-Feiern des Staates Israel, zweitens gegen die Anerkennung von Jerusalem als Hauptstadt Israels durch den US-Präsidenten Donald Trump und drittens gegen die Verlegung der US-amerikanischen Botschaft nach Jerusalem. Und die «unverhältnismässigen» Reaktionen der Israelis seien dazu angetan, den «Friedensprozess» zu beschädigen, ihn gar zugleich mit den vielen Todesopfern zu begraben.

Das ist alles Unsinn. Ausser der deutschen Kanzlerin glaubt niemand daran, dass es einen «Weg zum Frieden» gibt, an dessen Ende eine Zweistaatenlösung stehen würde. Weder die Israelis noch die Palästinenser sind an einer Zweistaatenlösung interessiert. Die Israelis nicht, weil sie wissen, dass eine solche Lösung nur der formalisierte Anfang vom Ende wäre; die Palästinenser machen es immer wieder klar, dass sie sich keine Rückkehr zum Status quo ante von 1967, also vor dem Sechstagekrieg, wünschen, sondern ein Zurück zum Status quo ante von 1947/1948, also vor der Gründung des israelischen Staates.

Hinzu kommt, dass die Palästinenser nur «Staat spielen», aber keinen haben wollen. Sie



Genug Geld für Waffen und Uniformen: Konflikt an der Grenze von Gaza und Israel, 14. Mai 2018.

haben einen «Präsidenten», eine Fahne, eine Hymne, eine Vertretung bei der Uno, sie geben Empfänge, organisieren Konferenzen. Um alles Übrige – Schulen, Krankenhäuser, Müllabfuhr – kümmern sich internationale Organisationen, allen voran das 1949 gegründete UNRWA, das Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten, mittlerweile der zweitgrösste Arbeitgeber in der ganzen Region.

Im Westjordanland machen sich über tausend NGOs gegenseitig Konkurrenz. In Gaza,

Der Gazastreifen wurde von den Israelis komplett geräumt und wird seit 2007 von der Hamas regiert.

wo die Bevölkerung angeblich Not leidet, gibt es genug Geld für den Bau aufwendiger Tunnelanlagen und für die Ausrüstung der Hamas-Truppen mit Waffen und Uniformen, aber kein Geld für den Ankauf von Arznei- und Lebensmitteln, die von Israel geliefert werden.

Gaza, oder wie man immer wieder lesen kann, «das grösste Freiluftgefängnis der Welt», gibt einen Vorgeschmack darauf, wie ein souveräner palästinensischer Staat aussehen würde: gewalttätig gegenüber der eigenen Bevölkerung und *terror-friendly* im Umgang mit seinen

Nachbarn. Die Ägypter wissen das, die Israelis auch.

Dass sich der wohlorganisierte Zorn der Palästinenser nur gegen Israel richtet, hat einen einfachen Grund: Er lässt sich international besser als «Freiheitskampf» vermarkten. Die Gaza-Palästinenser, so erklärte eine Korrespondentin der ARD (des Verbunds öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten in Deutschland, der über die Rundfunkgebühren finanziert wird) vor kurzem die Lage, hätten «nichts mehr zu verlieren, nicht einmal ihr Leben». Sie vergass nur zu erwähnen, dass der Gazastreifen im Sommer 2005 von den Israelis komplett geräumt wurde und seit 2007 von der Hamas regiert wird.

Was also wollen die Palästinenser? Die Uhr der Geschichte zurückstellen? Die Israelis dazu bewegen, sich einen anderen Platz in der Welt zu suchen? Präsident Trump zwingen, die US-Botschaft in Tel Aviv zu lassen? Für die Menschen im Gazastreifen, schrieb die sonst sehr israelkritische *Taz*, sei es «völlig unwesentlich, wo die amerikanischen Diplomaten ihre Visaformulare unterzeichnen».

Worum geht es also den Palästinensern, die sogar nach Meinung der *Taz* «von ihrer skrupellosen Führung zu Kanonenfutter» gemacht werden? Um den eigenen Bedeutungsverlust. Angesichts des Konflikts zwischen dem Iran und Saudi-Arabien verliert die Welt das Interesse am

Schicksal der Palästinenser. Es sollte den Palästinensern zu denken geben, dass Saudi-Arabien das Existenzrecht Israels anerkennt und Bahrain den Israelis das «Recht auf Selbstverteidigung» zugesteht. Und das ist erst der Anfang.

Wahlversprechen eingelöst

Wer den Palästinensern helfen möchte, sollte ihnen raten, den Realitäten ins Auge zu sehen. Es gab nie einen palästinensischen Staat, und Jerusalem war nie die Hauptstadt eines nicht vorhandenen palästinensischen Staates, dafür immer der spirituelle Kern des jüdischen Volkes in der Diaspora. Niemand hat die Palästinenser und ihre arabischen Freunde bis zum Sechstagekrieg im Juni 1967 daran gehindert, einen palästinensischen Staat im von Jordanien verwalteten Westjordanland mit Ostjerusalem als Hauptstadt auszurufen. Niemand wollte einen solchen Staat, nicht einmal die Palästinenser.

Die Anerkennung Jerusalems als Hauptstadt Israels ändert nichts an einem Zustand, der längst Wirklichkeit ist. Und die – erst einmal symbolische – Verlegung der US-amerikanischen Botschaft nach Jerusalem ist keine trumpfische Idee, die der Präsident beim Golfspielen hatte, um sich bei seinen evangelikalen und jüdischen Wählern anzubiedern. Im Jahre 1995 hat der US-Kongress mit der «Jerusalem Embassy Act» ein Gesetz beschlossen, das die US-Regierung dazu verpflichtet, ihr aber auch die Möglichkeit gibt, den Vollzug des Gesetzes auszusetzen. Dieses 23 Jahre währende Doppelspiel hat Trump nun beendet. Und ausserdem ein Wahlversprechen eingelöst.

Dass ein Präsident nach der Wahl etwas tut, was er vor der Wahl versprochen hat, ist in der Tat ungewöhnlich und gewöhnungsbedürftig. Hätten sich die Medien nicht nur für Trumps Affären und seine schlechten Manieren interessiert, hätten sie es ahnen können.

Dem Mann ist jede Sauerei zuzutrauen.

Nahost

Herber Rückschlag

Von *Christoph Mörgele* — Die amerikanischen Sanktionen gegen den Iran treffen die Schweizer Wirtschaft empfindlich.

Das der amerikanische Präsident seine Wahlversprechen umsetzt, scheint die Schweizer Wirtschaft auf dem falschen Fuss erwisch zu haben. Donald Trump hat das Atomabkommen mit dem Iran aufgekündigt und belegt jene Firmen mit harten Sanktionen, die sein Embargo unterlaufen. Dabei wäre ein Markt von achtzig Millionen Menschen mit erheblichem Nachholbedarf bei den Infrastrukturen höchst interessant – vor allem für die Bereiche Technologie, Energie oder Transport.

Aber auch bei der Pharma sowie bei Bildung und Forschung hoffte man auf gemeinsame Visionen. Nach der Lockerung der Sanktionen hat auch der Tourismus erheblich zugelegt. Jedenfalls ist das jetzt gefährdete Marktvolumen umfangreicher als die Exporte von Stahl und Aluminium, die von Präsident Trumps Strafzöllen betroffen sind. Einziger Lichtblick: Medikamente und Nahrungsmittel sind von den Massnahmen ausgenommen.

Dreh- und Angelpunkt der Exportwirtschaft bildet die Abwicklung der Finanztransaktionen. Die Banken dürften sich nach kurzer Risikobeurteilung hüten, Dollargeschäfte mit dem Iran abzuwickeln. Andernfalls würden sie hart sanktioniert – mit Bussen bis hin zur Unterbindung ihrer Geschäftstätigkeit in den Vereinigten Staaten und im Dollar-Raum.

Schon 1950 führte der amerikanische Präsident Harry S. Truman wegen dem Koreakrieg einen ersten Finanzfeldzug gegen China. Zu

diesem Zweck wurde das Office of Foreign Assets Control (OFAC) gegründet. Das weltweit gefürchtete OFAC vollstreckt auch heute noch die jeweilige Sanktionspolitik, aktuell gegen den Iran. Doch was tat die Schweiz 1950? Sie pochte auf Unabhängigkeit und anerkannte als einer der ersten westlichen Staaten China als souveränen Staat.

Zurück auf Feld null

Ein solch selbstbewusstes Vorgehen entgegen dem Willen der USA scheint heute schlicht undenkbar. Unser Land dürfte sich dem Sanktionsregime der Trump-Administration weitgehend unterwerfen. Daran ändert auch das grosse Brimborium jenes Staatsbesuchs nichts, den Bundespräsident Schneider-Ammann 2016 mit Dutzenden von Wirtschaftsvertretern in den Iran unternommen hat. Nun geht's zurück auf Feld null, nämlich zum Zustand der Sanktionen, wie sie bereits vor 2015 gegolten haben.

Für einmal sprechen die Schweizer Parteien mit einer Stimme: Die Wirtschaftsbeziehungen zum Iran dürften nicht gekappt werden. Doch die kränkelnde EU bietet keine Alternative; ihre Schwäche nutzt Trump gnadenlos aus. Die extraterritoriale Anwendung des US-Rechts ist für unser Empfinden stossend. Oder doch nicht? Die drohende Konzernverantwortungsinitiative will genau dasselbe für die Schweiz, nämlich dass sie ihre Rechtsprechung über den ganzen Globus ausdehnt.

Wo sich investieren

lohnt: In Familien-

Unternehmen.

Diese Woche:
Die Börsen-Überflieger.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Ein Hofnarr strebt nach der Krone

Von Rico Bandle — Als Geschichtenerzähler und Autor von Kinderliedern ist er bekanntgeworden, jetzt kandidiert Linard Bardill für den Regierungsrat. Der Künstler will nichts weniger als Graubünden von Korruption und Clan-Herrschaft befreien.



Seine Wahlchancen sieht er bei 80 Prozent: Liedermacher Bardill.

Er hatte eben sein Theologiestudium abgeschlossen, da durfte Linard Bardill in einer Pfarrei erstmals eine Hochzeit durchführen. Bevor er zu den entscheidenden Worten kam: «Willst du [...] sie lieben und ehren, bis dass der Tod euch scheidet?», setzte er eine rote Clownsnase auf. Er wollte zeigen, wie lächerlich dieses Versprechen ist. Mit dem Brautpaar war die Aktion abgesprochen, trotzdem sorgte sie für einen Eklat, insbesondere die Eltern waren empört. Es war die letzte Trauung Bardills – anstatt Pfarrer zu werden, entschied er sich für einen artverwandten Beruf: Geschichtenerzähler und Liedermacher.

Jetzt, nach über dreissig Jahren auf der Bühne, will Linard Bardill in die Politik. Auch das sei kein wirklicher Wechsel, würden Zyniker wohl sagen, als Märchenonkel bleibe er in der Politik unter seinesgleichen. Doch Bardill ist es ernst. Sehr ernst. Er ist überzeugt, in sei-

nem von Skandalen heimgesuchten Kanton etwas verändern zu können. Ja, etwas verändern zu müssen. «Wir haben bei uns kein Kollegialsystem, sondern ein Kumpaneisystem», sagt er. Der Kanton werde seit Jahrzehnten von Clans beherrscht.

«Auch so ein Mafiahaufen»

Ich treffe Linard Bardill an den Solothurner Literaturtagen. Hier redet er an einer Veranstaltung zum Thema Vorlesen. Mit seinen roten Ledersandalen, den Schlapperhosen, der auffallenden Halskette und dem langen grauen Haar unter einer Gauklermütze könnte er ein Darsteller sein in einem Mittelalterfilm. Doch kaum beginnt er zu sprechen, ist das Äussere kein Thema mehr: Bardill ist glasklar in seinen Gedanken, schöpft aus einem enormen Fundus an theologischem und pädagogischem Wissen, ist mitreissend in seiner Art zu erzählen. Und

auch der Pfarrer ist noch spürbar, selbst hier, wo es um die sinkende Lesekompetenz geht. «Wir sind in unserer Gesellschaft an einem kritischen Punkt angekommen», warnt er den kleinen Zuhörerkreis, um dann den Weg zur Erlösung aufzuzeigen: «Durch Vorlesen und Erzählen kann man dem nichtlesenden Publikum immer noch Zugang zu schwierigen Texten gewähren.»

Nach der Diskussionsveranstaltung haben wir uns im Restaurant «Kreuz» verabredet. Die Stammbreiz von Peter Bichsel bildet das Epizentrum der Solothurner Literaturtage: Lukas Bärfuss umarmt vor dem Lokal innig seine Freundin, Hansjörg Schneider beobachtet bedächtig die Passanten, Peter Stamm zwingt sich mit gesenktem Blick durch die Menge. Bardill grüsst ständig Leute. Man kennt sich. Ist er jedes Jahr hier? «Nein. Das ist auch so ein Mafiahaufen hier!», sagt er. Man habe den für ihn wichtigen Autor, Jürg Laederach (1945–2018), verschmäht.

Kaum hat er sich hingesetzt, macht Bardill das, was er am besten kann: erzählen. Der Skandal um das Baukartell in Graubünden habe ihn zum Entschluss gebracht, kurzfristig noch für die kantonale Regierung zu kandidieren. Vor wenigen Wochen wurde publik, wie sich im Engadin und in anderen Tälern die Baufirmen bei Ausschreibungen abgesprochen und Aufträge untereinander aufgeteilt hatten. Dutzende von Millionen Franken konnten sie so über die Jahre abschöpfen, die Behörden schauten weg. Ein abtrünniger Baumeister wurde erst in den Ruin getrieben, dann machte er den Fall als Whistleblower publik. Sechs Jahre später wurde er von einem Sonderkommando der Polizei direkt vor einer Schule überwältigt, mit Kabelbindern gefesselt und abgeführt. Gemäss Polizei darum, weil er seine Frau und seine Kinder massiv bedroht hatte; er selbst sieht darin eine Vergeltungsaktion für seine Rolle im Kartellfall.

Auch Bardill ist überzeugt, dass es darum ging, ein Zeichen zu setzen: «Den Schülern, die gerade Pause hatten, wurde mit dieser brutalen Verhaftung klargemacht, was passiert, wenn man sich nicht an die Regeln des Clans hält.» Er spricht von einer «Mauer des Schweigens», von mafiösen Zuständen, auch mit Blick auf andere Fälle im Kanton. Dass die Regierung den Untersuchungsbericht zur Verhaftung erst nach den Wahlen veröffentlichen möchte, vierzehn Monate nach dem Vorfall, passt für ihn ins Bild. Mit der eidgenössischen Wettbewerbskommission, die gegen das Kartell ermittelt, geht er

ebenfalls hart ins Gericht: «Das ist eine Ballermann-Truppe mit Profilierungsneurose.»

Wo aber war Bardill, als die aus seiner Sicht so skandalöse Festnahme stattfand? Wie alle andern blieb auch er stumm. Erst ein Jahr später, als der Vorfall im Unterland durch eine Artikelserie im Online-Magazin *Republik* zum Thema wurde, äusserte er seine Empörung. Ist er etwa auch Teil des Kartells? «Das ist eine berechnete Frage. Es wurde in Graubünden durchaus über den Fall geredet, auch die *Südostschweiz* hat ab und zu etwas darüber geschrieben. Aber das Ausmass des Skandals wurde auch mir erst durch die Artikelserie in der *Republik* bewusst», sagt er.

Am 5. Mai gab Bardill seine Kandidatur für den Regierungsrat bekannt. «Die politische und moralische Krise in Graubünden hat mich erschüttert», schrieb er in einer Mitteilung, um dann – wie es sich für einen evangelischen Theologen gehört – einen Ausweg aufzuzeigen: «Nach Zorn und Verzweiflung wuchs die Hoffnung auf eine Erneuerung. Die Chance dafür war noch nie so gut!»

Gegenseitige Taufe im Jordan

Aufgewachsen ist Bardill in einem politischen Haushalt. Der Vater war Prokurist bei einer Baufirma, als Kartelle noch legal waren, und sass fünfzehn Jahre lang für die SVP im Grossen Rat. Linard wurde mit vierzehn politisiert, durch die Schwarzenbach-Initiative, die die Einwanderung begrenzen wollte. «Mein Vater war ein vehementer Befürworter, ich strikt dagegen.» Der Konflikt war für den Jungen ein wichtiger Schritt bei der Loslösung vom Vater, der die Kinder auch mal tüchtig geschlagen hatte. In den Teenagerjahren flüchtete er in die Religion, war stark gläubig, was schliesslich zum Theologiestudium in Zürich führte.

Heute würde man Bardill wohl eher als spirituell denn als religiös bezeichnen: Er sieht den

Menschen als Bindeglied zwischen Natur und Gott. «Es ist eine Illusion, zu glauben, dass die Welt ohne Menschen besser wäre», sagt er zum Beispiel. Oder: «Ich bin kein guter Mensch.» Er erzählt aber auch, wie er vor einem Jahr mit seinem Freund Walter Lietha in den Fluss Jordan stieg und sie sich gegenseitig taufte.

Als Linker gegen den EWR

2007 bezog Linard Bardill sein Atelierhaus in Scharan – einen aufsehenerregender Neubau aus rotem Beton, mitten im historischen Dorf-

Nichts habe ihn so stark geprägt wie der «kleine Buddha». So nennt er seinen Sohn mit Down-Syndrom.

zentrum. Kann man so etwas bauen, ohne zum «Clan» zu gehören? «Ja», sagt Bardill, «sechs Jahre hat das Verfahren gedauert, bis ich die Bewilligung endlich bekam. Ich musste viele Anpassungen vornehmen.» Heute gehört das Haus zu den Touristenattraktionen im Domleschg.

Mitten im Gespräch stösst ein unerwarteter Gast zu uns: der Bündner Autor Gion Mathias Cavelti, der an den Literaturtagen seinen neuen Roman vorstellt. Er lobt Bardill in den höchsten Tönen: «Mit niemandem kann man so gut über theologische und philosophische Themen diskutieren wie mit ihm. Er kennt alle Schriften, kann aus vielen wörtlich zitieren.» Dass Bardill kandidiert, finde er grossartig. «Aber ich wohne ja in Zürich, und die Bündner haben nicht gerne, wenn ihnen Unterländer dreinreden», sagt Cavelti und verabschiedet sich. «Ich will euch nicht stören.»

Bardill hat sich immer schon politisch engagiert. 1992 tat er sich als ein Wortführer der linken EWR-Gegner hervor. Bei Umweltanliegen wie der Alpeninitiative wirkte er als Vorkämpfer. Die Zweitwohnungsinitiative, die er

ebenfalls unterstützte, sieht er als mitverantwortlich für den Zusammenbruch des Baukartells: «Wenn das Auftragsvolumen steigt, kann man sich gut absprechen. Wenn es sinkt, geht das nicht mehr.» Niemand sei bereit, freiwillig zu verzichten. «Wer sich zu kurz gekommen fühlt, schert aus. Das ist hier exemplarisch passiert.» Die Medien hätten den Abtrünnigen nun zum Helden erklärt. «Er ist ein Mensch wie jeder andere, gut und böse, sicher kein Heiliger. Aber durch sein Handeln ist endlich alles ans Licht gekommen. Und das zählt.»

In seinem Leben habe ihn nichts so stark geprägt wie der «kleine Buddha», sagt Linard Bardill. So nennt er in seiner *Coopzeitung*-Kolumne seinen Sohn mit Down-Syndrom. «Dieser hat mir eine völlig neue Sicht auf die Welt eröffnet.» Sein Sohn sei zwar kognitiv eingeschränkt, aber keinesfalls behindert, das sei ihm wichtig. Fünf Kinder hat er insgesamt. Auch einen weiteren Sohn machte er schon öffentlich zum Thema: als er zugab, diesen immer wieder geschlagen zu haben. Ein riskantes Geständnis für einen allseits beliebten Kinderliedautor. Doch seiner Popularität hat dies nicht geschadet.





Traut er sich überhaupt zu, als Regierungsrat einem Departement mit Dutzenden, wenn nicht Hunderten von Mitarbeitern vorzustehen? «Ja, sicher», sagt Bardill. «Ich habe mit Orchestern aus neunzig Musikern gearbeitet, das geht gut.» Er werde einen völlig neuen Führungsstil einführen, wo niemand mehr aus Angst etwas verschweigen müsse. Seine Wahlchancen sieht er bei 80 Prozent.

Auch wenn es Bardill ernst ist mit der Sache – erstaunen würde es trotzdem nicht, wenn er bei einer allfälligen Vereidigung wieder eine Clownsnase aufsetzte. Denn, wie er zu seiner Hochzeitsaktion ganz unbescheiden sagt: «Schon die Propheten haben solche Zeichen gesetzt.»

Mehr zum Thema: Seite 29 und 34

Achtung: Illegale ausländische Geldspiel-Haie attackieren unsere gemeinnützige Schweiz!



-  **Ausländische Geldspiel-Haie** aus so dubiosen Offshore-Standorten wie Malta und Gibraltar bieten in der Schweiz **illegale Online-Geldspiele** an. Damit missachten sie Schweizer Gesetze.
-  Die Geldspiel-Haie **zügeln bereits jetzt jährlich 250 Millionen Franken aus der Schweiz ab**. Das ist illegal.
-  Auf diese 250 Millionen Franken zahlen die Geldspiel-Haie keine Mehrwertsteuer und keine Abgaben an die AHV, Sport und Kultur. **Dieses Geld fehlt uns in der Schweiz!**
-  Das neue **Geldspielgesetz schützt unser Land** vor den ausländischen Geldspiel-Haien. Es sorgt dafür, dass weiterhin **jedes Jahr rund eine Milliarde Franken an die AHV, an Sportvereine sowie an unsere Volkskultur fliesst**.

Deshalb:

JA  **zum gemeinnützigen Geldspielgesetz**

www.geldspielgesetz-ja.ch  

Personenkontrolle

Lauber, Blancho, Illi, Cherni, Maudet, Heer, Cassis, Durrer, Schwab, Pfister, Lindner, Mogherini, Sommaruga

Michael Lauber, Islamisten-Schreck, will es wissen. Der Bundesanwalt hat die drei Vorstandsmitglieder des Islamischen Zentralrats Schweiz, Nicolas Blancho, Qasim Illi und Naim Cherni, wegen Verstosses gegen das IS-Gesetz angeklagt. Dies, weil die drei ein Filminterview mit einem führenden Al-Qaida-Vertreter produziert und verbreitet hatten. Der Prozess, der in diesen Tagen am Bundesstrafgericht in Bellinzona stattfindet, wurde von den bärtigen Protagonisten im Vorfeld als «politischer Schauprozess» diffamiert und intensiv beworben, so mit einem anrührenden Trailer und Medienauftritten. Bei den bisherigen Verfahren gegen Islamisten hatte Laubers Bundesanwaltschaft jeweils Erfolg. Ob es dieses Mal auch so sein wird und die Strafrichter ein Interview mit einem Terroristen bereits als Propaganda ansehen, muss sich erst noch zeigen. Das Urteil des Bundesstrafgerichts wird Ende nächster Woche erwartet. (fon)

Pierre Maudet, reisefreudiger FDP-Politiker, dachte nichts Böses dabei, als er im November 2015 mit seiner Frau, den drei Kindern, seinem Kabinettschef und einem Genfer Immobilienhändler zu einem Formel-1-Rennen in die Vereinigten Arabischen Emirate nach Abu Dhabi flog. Der Ausflug war als Privatreise gebucht, Maudet nutzte aber die Gelegenheit für Treffen mit dem Kronprinzen und dem Verteidigungsminister. Dadurch bekam die Reise einen halboffiziellen Anstrich. Das könnte Maudet jetzt zum Verhängnis werden. Die Genfer Medien machen seit Wochen mobil gegen ihn, weil sich inzwischen herausgestellt hat, dass er die Hotelrechnung in Abu Dhabi nicht selber bezahlt hat. Wer den Aufenthalt berappte, weiss man nicht. Maudet hat zu Protokoll gegeben, diese sei von einem ortsansässigen Freund des mitgereisten Immobilienhändlers beglichen worden. Und da die Reise teilweise einen offiziellen Charakter hatte, steht für einige Genfer Parlamentarier jetzt auch der Verdacht im Raum, dass jemand mit diesem Geschenk versucht habe, sich Vorteile zu erkaufen. Die Staatsanwaltschaft Genf hat jetzt sogar eine Untersuchung eröffnet. Fortsetzung folgt. (hmo)

Alfred Heer, Aussenpolitiker, wandelt in den nahöstlichen Fusstapfen von US-Präsident Donald Trump. Der Zürcher SVP-Nationalrat möchte nämlich die Schweizer Botschaft in



Rollentausch: FDP-Bundsvorsitzender Lindner.



Beglaubigungen: SVP-Nationalrat Heer.



Geschenk: FDP-Politiker Maudet.



Schutzschirm: EU-Vertreterin Mogherini.



Vorbild: Gleichstellungsfachfrau Durrer.

Israel von Tel Aviv nach Jerusalem verlegen, wie dies die Amerikaner mit ihrer Vertretung am Montag vorexerziert haben. In einem entsprechenden Postulat argumentiert Heer, das israelische Parlament und das höchste israelische Gericht befänden sich dort. Auch die Beglaubigungen der ausländischen Botschafter fänden in Jerusalem statt: «Der Heuchelei muss ein Ende gesetzt werden!» Der zuständige Bundesrat, Aussenminister Ignazio Cassis (FDP), zeigte sich in seiner Antwort nicht angetan über den Vorstoss. (fsc)

Sylvie Durrer, Fachfrau in Sachen Frauendiskriminierung, will ihre Geschlechtsgenossinnen vom männlichen Joch befreien. Die Schweiz sei nach wie vor patriarchal geprägt, sagt die Direktorin des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Mann und Frau im Interview mit der welschen Tageszeitung *Le Temps*. Das zeige sich darin, dass viele Frauen nach der Geburt der Kinder ihr Erwerbsspensum reduzierten und in ein traditionelles Rollenmuster zurückfielen. Teilzeitarbeit werde in der Schweiz idealisiert, kritisiert Durrer. Und

führt sich selber als Vorbild an, wie man es als Frau richtig macht: Sie selber sei als dreifache Mutter stets vollzeitlich berufstätig gewesen. Wäre Durrer ein Mann, könnte man ihre Anweisungen an die Adresse der Frauenwelt doch glatt als patriarchal auffassen. (fon)

Philippe Schwab, von internen Feinden Umzingelter, erhält Rückendeckung. Vor wenigen Wochen berichteten mehrere Medien unter Berufung auf interne Quellen, dass unter der Bundeshauskuppel ein Klima der Angst herrsche. Schuld sei Schwab, der als Generalsekretär die Parlamentsdienste mit den über 300 Mitarbeitern «wie ein Feldweibel» führe, von den Untergebenen mehr berufliche Mobilität verlange und zudem noch die Lohnklassen überprüfen lasse. CVP-Präsident Gerhard Pfister machte sich zum Sprachrohr der Palastrevolutionäre und protestierte bei der Verwaltungsdelegation gegen die Vorgänge. Dort winkt man nun allerdings ab: Schwab mache seine Sache gut, wird dem Interpellanten Pfister beschieden. Dass die stattlichen Löhne der Parlamentsdiener unter die Lupe genommen wer-

den, hält man für richtig. Zudem scheint die Situation der Mitarbeiter unter dem ungeliebten Chef so unerträglich auch wieder nicht zu sein: Die Personalfuktuation in den Parlamentsdiensten sei gering, teilt die Verwaltungsdelegation in ihrer Antwort mit. (fon)

Christian Lindner, Sonnyboy der deutschen FDP, ist stets penibel auf die Abgrenzung nach rechts bedacht. So schloss sich der deutsche FDP-Chef einer Welle der Austritte aus der liberalen Hayek-Gesellschaft an, weil darin ein «politisches Milieu ans Licht gekommen» sei, mit dem er nichts zu tun haben wolle. Es entbehrt nicht der Ironie, dass Lindner jetzt gewissermassen im Rollentausch selbst zur Zielscheibe einer linksbewegten Empörungskampagne wird. Sein Vergehen: Lindner hat in seiner Parteitagrede beschrieben, was passiert, wenn «in der Warteschlange beim Bäcker einer mit gebrochenem Deutsch ein Brötchen bestellt»: Dann fragen sich etliche, so Lindner, «ob das der hochqualifizierte Entwickler künstlicher Intelligenz aus Indien ist oder eigentlich ein sich bei uns illegal aufhaltender, höchstens geduldeter Ausländer». Eine simple Zustandsbeschreibung – und doch kennt die Empörung in den sozialen Medien und in vielen gedruckten Titeln kaum Grenzen. (fsc)

Federica Mogherini, Traumtänzerin, will das Atomabkommen mit dem Iran im Alleingang retten. Dies bekräftigte die Aussenbeauftragte der EU. Zu diesem Zweck überlegt sich Brüssel auch einen Schutzschirm für Firmen, die mit dem Iran handeln und ins Fadenkreuz US-amerikanischer Sanktionen geraten. Die europäische Wirtschaft muss sich offenbar zwischen den Vorstellungen der früheren Marxistin Mogherini und dem Zugang zum riesigen US-Markt entscheiden. (fsc)

Simonetta Sommaruga, Wirtin, lässt die Bewohner des neuen Bundesasylzentrums in Kappelen BE verwöhnen. Die ORS Service AG sucht per Inserat im Auftrag von Sommarugas Staatssekretariat für Migration (SEM) ein Catering-Unternehmen, das jeden Tag maximal 160 Mittag- und Abendessen liefert. Die Ernährung soll gesund, ausgewogen und qualitativ einwandfrei sein und den Grundsätzen des Bundesamts für Gesundheit wie auch der Schweizerischen Gesellschaft für Ernährung folgen. Bei dieser umfassenden Rundumversorgung stellt man sich natürlich die Frage, warum die Asylbewerber nicht selber kochen und servieren. Auf Anfrage erklärt das SEM: «Derzeit fehlt vielerorts schlicht die Infrastruktur.» Es handle sich in den meisten Zentren um sogenannte Ausgabeküchen. «Sprich: Die Caterer liefern das Essen, und es wird in den Küchen warm gehalten und ausgeschöpft.» Zweimal Hauslieferdienst pro Tag: Das gibt es wohl sonst in keinem Land der Welt. (gut)

Nachruf



Blick in die Seele: Starautor Wolfe.

Tom Wolfe (1931–2018) — Der Reporter fiel in New York nur auf, weil er immer einen weissen Anzug trug, angeblich die Sommerbekleidung des Gentlemans in Richmond, Virginia, wo er als Sohn eines Agrarjournalisten herkam. Aber dann streikten Ende 1962 die Presseleute; der Reporter brauchte Arbeit und liess sich vom Magazin *Esquire* nach Kalifornien schicken, an eine Ausstellung von gepimpten Autos. Die Schau faszinierte den Doktor der Amerikastudien, weil er im bunten Blech die Seele seiner Landsleute sah. Aber er brachte – Schreibstau! – nichts davon zu Papier. Der Redaktor bat ihn schliesslich verzweifelt, einfach in einem Brief seine Eindrücke zu schildern. Das tat der Reporter ... 49 Seiten lang ... und das

Magazin druckte sie alle, unter einem Titel, der sich hier aus Platzgründen nicht wiedergeben lässt.

Die Reportage «There Goes (Varoom! Varoom!) ...» zeigte schon alles, was Tom Wolfe neben seiner exzentrisch-konservativen Erscheinung auszeichnete. Einerseits erfand er, gegen die «beige» Langeweile in der Presse, den New Journalism, der zwar seine Fakten präzise recherchierte, aber sich mit seinen Formen und Techniken bei den grossen Romanciers des 19. Jahrhunderts wie Balzac, Flaubert und Zola inspirierte – während er, Tom Wolfe, den Zeitgenossen Norman Mailer oder John Updike vorwarf, in ihrer Literatur komme das wahre Leben in den USA nicht vor. Andererseits beschrieb er dieses wilde Leben in den sechziger und siebziger Jahren – und zwar mit den Augen des Südstaatlers.

Der Traditionalist aus Dixieland gehörte zwar zur Schickeria von New York, aber er untersuchte sie mit bösem Blick. Er spottete über moderne Kunst und moderne Architektur; er höhnte über die «Me Decade» der egozentrischen Selbstdarsteller; er ätzte über den «Radical Chic» wie jenen von Leonard Bernstein, der die Black Panthers zu seinen Partys lud. Dann, ab 1987, machte Tom Wolfe selber Literatur – aber mit Epen, die er als Reporter jahrelang recherchierte: über den Börsenboom in New York, die Immobilienspekulation in Atlanta, das wilde Treiben an den Colleges. Schade, dass es nicht mehr reichte für einen Roman über die USA, in denen das wahre Leben heute so wild tobt wie kaum je zuvor. *Markus Schär*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Die Highlights vom Gewerbekongress 2018

ab Montag, 21. Mai 2018, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 28. Mai 2018, täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv

Generation Z wird erwachsen

Von Beatrice Schlag, Claudia Schumacher und Linda Pollari (Bilder) — Die ersten Kinder des 21. Jahrhunderts werden jetzt volljährig. Sechs junge Schweizer erzählen von ihren Träumen und Ängsten.



«Also geht's wohl in Richtung Häuschen»: Gymnasiast Max De Gregorio.

Natürlich gibt es bereits Studien über ihre Eigenschaften. Manche kritisieren die im Internet kultivierte Ruhmsucht, Egozentrik und Respektlosigkeit der Generation Z. Andere beklagen den Druck, dem die Jungen durch soziale Netzwerke ausgesetzt sind. Speziell, erfolgreich und topmodisch müssen sie sein – alles andere ist Versagen.

Tatsache ist, dass ihre Kultur durch das Smartphone von Beginn weg anders geprägt war als die der Älteren. Einkaufen, Probleme lösen, Freundschaften pflegen: Sie erledigen alles im Netz, und das in früher Eigenständigkeit. Das macht sie schneller erwachsen. Sie sind flexibler. Vielleicht auch etwas einsamer, ohne es zu merken – sie kannten die Welt nie anders. Vor einer Zukunft mit künstlicher Intelligenz haben sie weniger Angst. Ihre digitale Selbstverständlichkeit ist für den Arbeitsmarkt interessant.

Die neuen Erwachsenen sind zudem die Ersten, die mit globalem Terrorismus aufgewachsen sind, was ein Gefühl von Unsicherheit bei ihnen ausgelöst haben soll. Die Wirtschaftskrise betraf ihr Elternhaus – die Jungen denken in finanziellen Fragen eher konservativ. Risiko mögen sie nicht: Fitness und bewusste Ernährung sind cooler als Drogen und Sex.

Sie werden sich im Leben wohl noch mehr Zeit lassen als die Millennials. Sex, Festanstellung, eigene Wohnung, Kinder, das alles kann warten. Eine Entwicklung, die angesichts ihrer Lebenserwartung natürlich wirkt: Viele von ihnen könnten 120 Jahre alt werden.

Nun ist es aber auch so, dass man darüber grübeln und sich vieles zusammenreimen kann, am Ende des Tages passt die Jugend jedoch nie ganz in eine Schublade hinein. Also lassen wir sie selber reden, vom werdenden Landwirt bis zur Nachwuchsschauspielerin: Sechs junge Menschen erzählen.

Max De Gregorio, geb. 26. Juni 2000 in Zürich. Schüler am Wirtschaftsgymnasium — «Ich denke sehr kurzfristig. Früher sagtest du: «Ich mach' eine Schreinerlehre, und dann bin ich Schreiner.» Heute kannst du nach einer Lehre eine Berufsmatur machen. Wir haben so viele Möglichkeiten. Jetzt grad möchte ich irgendetwas erforschen. Politik interessiert mich nicht. Ich will auch nicht wissen, wie viel Tonnen Plastik im Meer schwimmen, sondern wie man das Molekül, das angeblich Plastik frisst, weiterentwickeln könnte. Studieren will ich auf jeden Fall. Danach werde ich ent-

weder mit wenig Geld in einem schönen Häuschen irgendwo am Strand leben und arbeiten. Oder mich richtig reinhängen und mit viel Geld das Leben geniessen. Aber nur, wenn der Job mich nicht auffrisst. Also geht's wohl in Richtung Häuschen.

Eigentlich wird der achtzehnte Geburtstag nicht viel verändern. Irgendwann mache ich die Fahrprüfung. Aber das pressiert nicht. Ich hatte oft Fragen an meinen Vater über sein Leben, die auch mit Sex zu tun hatten. Er sagte immer: «Du kannst mich alles fragen, wenn du achtzehn bist.» Auf den Moment freue ich mich. Ab nächsten Herbst mache ich ein Auslandjahr mit Sprachschule, jeweils dreieinhalb Monate Sydney, Hawaii und San Diego. Am meisten freue ich mich aufs Surfen. Aber ich versuche, auch Jobs zu finden, damit ich Leute von dort kennenlerne. Nachher gehe ich bis zur Matur ins Gymi zurück. Dann mache ich Militär. Nicht weil ich mega aggressiv wäre, sondern um ganz neue Leute zu treffen. Etwa mit dreissig will ich eine Familie und einen Buben. Das reicht. Wenn zuerst ein Mädchen kommt, mache ich halt drei Kinder, zwei ist nicht gut. Meine Kinder bekommen vor fünfzehn nur ein altes Nokia, das Spiele wie «Snake» drauf hat. Achtjährige, die ständig aufs Smartphone starren, machen mich traurig. Ich brauche das Handy vor allem, weil man sonst viel verpasst. Wenn es andere Wege gäbe, schnell zu erfahren, wo deine Kollegen sind und was sie planen, brauchte ich kein Handy.

Frauen gefallen mir, wenn sie einzigartige Sachen an sich haben. Meine jetzige Freundin hat ein superspezielles Gesicht. Sie hat völlig

verschiedene Gesichtsausdrücke, und ich liebe jeden einzelnen. Das ist der Hammer. Was ich nicht mag, sind Frauen, die kein Ziel haben. Und sie muss Niveau haben. Aber sie sollte nicht viel gescheiter sein als ich. Wenn sie alles weiss, bin ich am Arsch.»

Debora Musa, geb. 16. Juni 2000 in Uznach SG. Malerin im zweiten Lehrjahr — «Meine Eltern haben mir bei der Berufswahl alle Freiheit gelassen. Ich weiss von Kollegen, die in eine weiterführende Schule müssen, weil es die Eltern wollten. Ich schnupperte viel, von Detailhandel über Physio bis KV. Maler gefiel mir am besten, und es gab offene Stellen. An den Lohn habe ich eigentlich nicht gedacht. Dass du mehr Farbe ins Leben von Kunden bringen kannst als Weiss, gefiel mir. Es macht Spass, Kunden nach ihrem Farbensgeschmack zu fragen. Man *tüpfelt* den Farbton nicht immer. Komischerweise bleiben Farben, die nicht auf Anhieb gefallen, meist länger an der Wand.

Der Achtzehnte wird in Kaltbrunn in einem Saal gefeiert, die Grosseltern kommen aus Italien. Am meisten freue ich mich aufs Autofahren. Ich gehe ja jeden Tag nach St. Gallen zum Sporttraining. Immer die Tasche schleppen – ein Auto wäre schon schön. Die Arbeit ist auch immer woanders. Ich bin froh, dass ich Maler gewählt habe. Als Maler siehst du, was du gemacht hast. Und die meisten Kunden freuen sich über deine Arbeit. Neben Sport und Lernen bleibt wenig Zeit für meine Freizeit. Ab und zu esse ich mit Kollegen oder treffe mich mit den Frauen aus meinem Sportteam. Aber Ausgang, Klubs, Tanzen, das sagt mir nichts. Alkohol auch nicht.

Ich schminke mich überhaupt nicht. Ich höre immer wieder, dass Frauen eine Stunde früher aufstehen, um sich zu schminken. Da wird alles überdeckt. In der Stunde schlafe ich lieber. Ich bin oft auf Facebook oder Instagram, um zu sehen, was die andern machen. Selber poste ich sehr wenig. Wenn ich in die Ferien gehe, kommt das Handy meist gar nicht mit. Ich bin kein Social-Media-Freak. Obwohl ich sehr gern in der Schweiz lebe, würde ich gerne reisen. Speziell nach Island wegen der Nordlichter. Und überallhin, wo es Meer hat. Eine Weltreise steht bei mir auf dem Plan. Dafür spare ich. Und natürlich für mein Auto. Zum Anziehen kaufe ich



«Vielleicht bin ich ein wenig ehrgeizig»: Schauspielerin Yaël.

ausser Sportschuhen nicht viel. Am liebsten laufe ich eh im Trainer herum.

Ich bin seit zwei Jahren mit meiner Freundin zusammen. Meine Eltern waren die Ersten, denen ich es erzählte. Sie haben beide gut reagiert. Ich dachte nicht, dass es so einfach würde. Draussen hatte ich schon Angst und redete erst nicht darüber. Heute sage ich es offen. Es gibt manche, die schräg schauen, aber das stört mich nicht.»

Yaël Meier, geb. 8. Mai 2000 in Vitznau LU. Schauspielerin («Upload», «Blue My Mind»), **Redaktorin, Kolumnistin, Mitarbeiterin SRF** («Zwei am Morgen») — «Ich habe ein rechtes Problem damit, achtzehn zu werden. Ich hatte schon ein Problem, siebzehn zu werden. Ich möchte nicht älter werden. Wenn ich achtzehn bin, erwarten alle noch mehr von mir. Ich fühle mich sehr unter Druck gesetzt, mich für einen Beruf oder ein Studium zu entscheiden. Vielleicht gerade darum, weil ich schon vieles probiert habe. Aber ich habe das Gefühl, es sei gut, wenn ich jung etwas in Angriff nehme. Wenn ich noch drei Jahre Journalismus mache, bin ich nicht mehr achtzehn und kann nicht mehr so viel probieren. Dann bin ich nicht mehr speziell für das, was ich mache. Ich sehe diesen Druck, keine Zeit zu verlieren, bei vielen. Ich möchte etwas Künstlerisches machen, könnte mich aber nicht auf einen einzigen Beruf festlegen. Vielleicht bin ich ein wenig ehrgeizig. Im Moment versuche ich, ein Drehbuch zu schreiben. Ich habe schon mit zwölf probiert, ein Buch zu schreiben, aber ich hab's nicht geschafft. >>>



«Klubs, Tanzen, das sagt mir nichts»: Maler-Lehrling Debora.

Social Media sind für mich wichtig, sie inspirieren mich, weil ich mit der ganzen Welt vernetzt bin. Mir folgen die Leute auf Instagram vielleicht deshalb, weil sie mich in einem Film gesehen haben oder mich kennen. Ich würde vermutlich kein Bild veröffentlichen, auf dem ich traurig aussehe, weil das nicht so gut ankommt. Zu viel Gefühl. Die sozialen Medien sind oberflächlich. Deswegen möchte ich nicht Influencerin werden. Weil es nicht Menschen zeigt, wie sie sind, sondern wie andere sie sehen wollen. Meine Bilder sind auch inszeniert, aber ich finde sie recht künstlerisch, deswegen ist es schon ein Teil von mir. Ich habe Freude an Mode. Ich war schon zweimal an den Fashion Weeks in Paris dank einer Freundin, die Karten bekam. Mir gefiel, dass das Publikum sich herrichtet, wie ihm zumute ist. Ich trage einige Sachen, die manche ganz schrecklich finden, aber ich fühle mich darin megacool. Die «me too»-Debatte finde ich sehr spannend. Viele Typen in meinem Alter fühlen sich plötzlich angegriffen, auch wenn es sie persönlich gar nicht betrifft. Sie sagen, das sei eine unnötige Debatte, regen sich auf, das seien nur Feministinnen, die mal einen Klaps auf den Hintern bekommen und dann dazu auf Instagram posten. Aber darüber muss man doch reden können. Ich drehe mich oft um und sage, das ist nicht o.k., wenn mir jemand nachpfeift. Viele wissen dann nicht, was antworten.»

Andreas Holzer, geb. 5. Februar 2000 in Freiburg. Landwirt im dritten Lehrjahr, momentan auf einem Hof in Heimiswil BE — «Man braucht schon etwas Mut für den Job.



«Zukunftssorgen habe ich keine»: Bauern-Lehrling Andreas.

Ich hoffe, dass wir jungen Bauern die Produkte, die wir herstellen, noch zu einem anständigen Preis werden verkaufen können. Am besten macht man alles ein bisschen: Ackerbau, Futterbau, Tierhaltung. Setzt man hingegen nur auf eine Karte, hat man schnell verspielt. In Zukunft wird es immer mehr Grossbetriebe geben. Meine Eltern haben einen kleineren Hof. Aber bei ihnen funktioniert es, weil sie gut diversifiziert haben. In den letzten Jahren ist zum Beispiel die Milch in Verruf geraten. Aber auch bei Laktoseintoleranz gibt es einen Ersatz vom Tier: Geissmilch. Man muss als Bauer flexibel bleiben.

Ein Traum für mich wäre es, eines Tages den Betrieb meiner Eltern zu übernehmen. Aber mein älterer Bruder ist auch Landwirt geworden, da müssen wir schauen. Für uns beide ist der Betrieb zu klein. Im Moment bin ich zur Ausbildung auf einem Betrieb, der 400 Hühner und 24 Kühe hat. Mein Chef hat gerade vergrössert. Ich habe nur auf Höfen gearbeitet, denen es gutging. Und ich mag das Bauern, sehr. Es macht mich glücklich, für mich kam nie etwas anderes in Frage. Man hört schon von Betrieben, denen es schlechtgeht, und es heisst, Bauern würden sich häufiger als andere das Leben nehmen. Einen Selbstmord gab es aber in meinem Umfeld nicht. Zukunftsorgen habe ich keine. Die können natürlich noch kommen. Ich hoffe es nicht.

Um 5.45 Uhr stehe ich auf am Morgen. Dann gehe ich mit dem Chef raus, Kühe melken, misten, füttern. Wenn der Stall sauber ist und die Tiere versorgt sind, ist es etwa 7.30 Uhr. Dann gehen wir rein, Zmorge essen mit der Familie. Im Frühling und im Sommer gehen wir um 8 Uhr wieder raus und tun die Kühe auf die Weide. Etwa um 9 Uhr sind wir im Stall eigentlich mit allem fertig. Dann kommt Feldarbeit oder was halt grad ansteht. Am Abend, um 5 Uhr, fängt das Spiel von vorne an. Dann nehmen wir die Kühe von der Weide, melken sie, machen den Stall. Um 18 Uhr ist Feierabend. In meinem Zimmer lerne ich dann für die baldigen Abschlussprüfungen, manchmal schaue ich auch fern. Oder Youtube, zum Beispiel Videos von Landwirt.com, die stellen landwirtschaftliche Maschinen vor.

«Bauer, ledig, sucht...» finde ich lustig. Als Landwirt kann man aber auch abends fort, wenn man will. Am Samstag gehe ich auch in den Ausgang. Wir Bauern haben relativ viel Kontakt mit anderen Leuten. Klar ist es praktisch, wenn man als Paar einen Betrieb führen kann. Als Bauer kann man aber auch eine Frau heiraten, die zum Beispiel Lehrerin ist, also etwas ganz anderes macht.



«Ich bin nicht das Mädchen, das aufs Glück wartet»:

Alle vierzehn Tage habe ich drei Tage frei, dann fahre ich heim nach Kriechenwil, das ist in der Nähe von Freiburg. Meine Hobbys sind Hornussen und Freunde treffen. Während der Ausbildung habe ich fünf Wochen Ferien, die verbringe ich immer in der Schweiz. Ein Tag in einer Stadt kann schön sein, aber am Abend bin ich froh, wieder daheim zu sein.

Für den Sommer muss ich noch eine Arbeitsstelle finden, aber das sollte kein Problem sein. Dann will ich ein Jahr lang Geld verdienen, und anschliessend muss ich wohl ins Militär. Danach würde ich gerne ins Ausland auf einen Betrieb für eine Saison. Vielleicht nach Kanada, Australien, Schweden oder Norwegen.»

Malin Gut, geb. 1. August 2000 in Lenzburg AG. Fussballerin und Schülerin am Kunst- und Sportgymnasium Rämibühl in Zürich—



Fussballerin Malin Gut.

«Ich bin die geborene Schweizerin, am 1. August werde ich volljährig. Aber im Moment mache ich mir noch nicht gross Gedanken zu meinem achtzehnten Geburtstag und dem offiziellen Erwachsenwerden. Aufs Autofahren freue ich mich, darum kümmere ich mich gerade, mache den Nothelfer, den Augentest und was sonst noch so ansteht.

Wirklich wichtig sind aber die Meisterschaftsspiele und der Cup-Final Anfang Juni. Und dann steht für mich die U-19-EM in der Schweiz im Juli an. Im Moment bin ich zum ersten Mal richtig verletzt. Es ist im Zweikampf passiert, ich konnte nichts machen, Fuss verknackst, Bänder gerissen. Aber es sollte alles gut verheilen bis dahin.

Ich dachte, ich hätte durch die Verletzung mehr Zeit. Aber jetzt nehmen die Physio und der Aufbau so viel in Anspruch, dass ich gleich

absorbiert bin wie vorher. Normalerweise habe ich sechsmal Training, plus ein oder zwei Spiele. Manchmal denke ich, es wäre schön, etwas mehr Ruhe, auch mal Langeweile zu haben. Aber jetzt, wo ich verletzt bin, merke ich, dass der Fussball mir einfach extrem wichtig ist. Und wenn ich auf den Platz gehe, dann gibt es nur den Ball und das Spiel, und dieses intensive Gefühl, das gibt's nur so. Und es fehlt mir, wenn ich es nicht kriege.

Mit fünf habe ich angefangen zu spielen. Dann bin ich mit den Buben in den Verein. Schon bald hat man eine potenziell talentierte Fussballspielerin in mir gesehen, und so kam ich mit zwölf nach Biel ins Leistungszentrum. Meine Eltern hab ich nur am Wochenende gesehen. Das war hart, hat mich aber auch extrem selbständig gemacht, und ich habe andere genauso fussballbegeisterte Mädchen getroffen. Mit fünfzehn Jahren kam ich in die erste Mannschaft des FCZ und in die Nati. Heute mache ich am Sportgymnasium die Matura, was bei Sportlern länger dauert: Ich bin erst mit zwanzig fertig. Dann würde ich gerne nach Zürich ziehen, vielleicht in einer WG wohnen.

Ich bin nicht so das Mädchen, das aufs Glück wartet. Ich bewundere jemanden wie Andrés Iniesta und arbeite an meiner Technik. Vor dem Spiel bist du nervös, währenddessen angespannt, dann brichst du mal ein, magst nicht mehr, musst aber – und wenn wir am Ende feiern können, ist es das Grösste.

Ich könnte mir vorstellen, später in der deutschen Bundesliga zu spielen, wo man gut davon leben kann. Aber ich will auch studieren. Oder vielleicht kann ich mit einem Fussballstipendium in die USA. Das ist schon so ein Ding meiner Generation, das Fernweh, das habe ich auch in mir – vielleicht beeinflusst von gewissen Influencern und Youtubern. Instagram checke ich vielleicht einmal am Tag, aber ich versuche, möglichst wenig Zeit am Handy zu verbringen. Manchmal bin ich gar nicht erreichbar, das ist glaub' gesünder.»

Gion Treichler, geb. 15. Januar 2000 in Zürich. Balletttänzer und KV-Lehrling —
 «Das *Gottmeitli* von meinem Mami hat Ballett gemacht. Ich war vier Jahre alt und begeistert. Aber an der Ballettschule meinten sie: Buben nehmen sie erst mit zehn. Ich habe dann eben andere Hobbys versucht. Nichts hat mir richtig gefallen. Schliesslich fanden wir eine andere Ballettschule, wo ich mit sechs Jahren anfangen konnte. Buben und Meitli zusammen, das ist bis heute in vielen Klassen so, denn die Basis beim Ballett ist dieselbe.



«Oder ich werde Ballettlehrer»: KV-Lehrling Gion.

Ab dem Alter von elf Jahren begann meine Ausbildung im strengeren Sinne: sechs Mal Training pro Woche, Ballett, Modern Dance und Charaktertanz. Heute bin ich an der Handelsschule Kunst und Sport, mache das KV mit Berufsmatura und gehe auf die Ballettschule für das Opernhaus Zürich. Vormittags KV, nachmittags Ballett von 13 oder 14 Uhr bis etwa 18 Uhr 30, manchmal geht es auch etwas länger.

Immer mehr Buben machen Ballett. Ich glaube, es wird stärker repräsentiert, sowohl in der Presse als auch in der Werbung. Die Ballettwelt ist international. Überall werden zu viele Tänzerinnen und Tänzer ausgebildet. Im Unterricht wird Englisch gesprochen. Am Ende bewerben sich Amerikaner, Schweizer, Russen und alle anderen für die gleichen Kompanien. Insofern muss ich zu meinen Kollegen in Zürich keine so krasse Konkurrenz aufbauen. Wir konkurrieren eh mit der ganzen Welt. Auch wenn wir sehr diszipliniert sind, gehen wir aber auch mal in den Ausgang.

Ich würde gerne noch einen Bachelor in Modern Dance machen. Die fließenden, weichen Bewegungen, das chaotische Element vom Modern, da gehe ich irgendwie besonders drin auf. Hoffentlich kann ich später in einer Kompanie tanzen. Aber unser Beruf ist hochriskant. Nicht nur wegen der Konkurrenz, auch wegen der Verletzungsgefahr. Sollte es nicht klappen, wird mich das nicht bitter machen. Man steckt viel hinein in die Ausbildung. Sie hat mir aber auch immer wahnsinnig viel zurückgegeben. Tanzen ist wunderschön. Mein Plan B ist, dass ich vielleicht das Dentaldepot meiner Mutter übernehme. Oder ich werde Ballettlehrer.»



Ablösung der Evolution durch Kultur: Motivator Schwarzenegger mit «Terminator»-Roboter.

Essay der Woche

Künstliche Intelligenz und eine Grenze der Ethik

Von Hans Ulrich Gumbrecht — Tesla-Gründer Elon Musk hält die Weiterentwicklung künstlicher Intelligenz für gefährlich und will sie verbieten. Facebook-Chef Mark Zuckerberg hingegen ist gegen Verbote und glaubt an wirksame Kontrollen. Beide erliegen einem falschen Machbarkeitsglauben.

Wenige Protagonisten der globalen Gegenwart stossen in den moralisch so anspruchsvollen europäischen Medien auf ähnlich geschlossene Ablehnung wie der Facebook-Gründer Mark Zuckerberg und der vor allem als Tesla-Produzent bekannte Elon Musk. Vor einigen Wochen allerdings punktete Musk gewaltig, als er in einer scharf geführten Debatte mit Zuckerberg eine Position vertrat, die innerhalb der sonst so gerne als draufgängerisch dämonisierten Szene des Silicon Valley aussergewöhnlich vorsichtig wirkte. Es ging um die Hochrechnung bestimmter Folgen künstlicher Intelligenz (KI), die uns offenbar nähergerückt sind, seit die KI-Entwicklung aus drei Gründen eine entscheidende Schwelle überschritten hat.

Maschinen, die bessere Menschen sind

Das ist erstens die Revision eines an die Nachahmung der Struktur menschlicher Intelligenz (und auch des menschlichen Gehirns) gebunde-

nen Selbstverständnisses von künstlicher Intelligenz durch ein neues Konzept, das ausschliesslich an der Übernahme und Optimierung von Funktionen menschlicher Intelligenz ausgerichtet ist. Computerprogramme sollen etwa sprachliche Äusserungen verstehen und auf sie reagieren können, auch wenn ihnen dies entlang von Strukturen gelingt, für die es keine Parallelen in unseren Gehirnen gibt. Zweitens die Entwicklung von Programmen, die sich in ihrer eigenen Anwendung weiterentwickeln, also «lernfähig» sind; und schliesslich drittens die weiter steil ansteigende Rechenkapazität der elektronischen Maschinen.

Unter dieser neuen Konstellation ist aus der Utopie oder dem Albtraum einer künstlichen Intelligenz, welche die Leistungen des menschlichen Bewusstseins überbietet, eine Realitätsvorstellung geworden, deren Verwirklichung wir uns täglich weiter nähern – ohne noch zu wissen, wann genau sie sich erfüllen wird. Eben

hier liegt die dramatische Schwelle technologischer Entwicklung, wie sie schon der seit Jahrzehnten im Silicon Valley populäre Begriff der «singularity» anvisiert hatte. Der Gedanke an eine der natürlichen Intelligenz überlegene künstliche Intelligenz kann freilich die Horrorvision von einer Unterwerfung der Menschheit nie ausklammern oder mit überzeugenden Gründen beseitigen.

So weit der Hintergrund der Debatte zwischen Zuckerberg und Musk. Zuckerberg hatte sich für die Fortsetzung der Arbeit an künstlicher Intelligenz engagiert, weil er an ihr Potenzial zur deutlichen Verbesserung unserer Lebensverhältnisse glaubt. Er glaubt auch an die Bewahrung unserer Kontrollmöglichkeiten. Diese Position wurde – nicht nur in Europa – als «ethisch verantwortungslos» kritisiert. Musk hingegen nahm die einschlägigen Risiken derart ernst, dass er einen Abbruch der Weiterentwicklung künstlicher Intelligenz forderte – und sein

schon vorher propagiertes Projekt einer Menschheitsemigration auf den Mars nun als potenziellen Fluchtweg vor der künstlichen Intelligenz vorstellte. Dafür erntete er weltweit Applaus.

Zwischen Panik und Zuversicht

Statt nun entweder die Panik von Musk oder Zuckerbergs Zuversicht mit weiteren Gründen zu stärken, will ich versuchen, zu zeigen, dass sie beide von derselben grundlegenden Möglichkeit moralischer Argumentation ausgehen. Anders formuliert: Realistisch – und nicht bloss optimistisch oder pessimistisch – werden unsere Diskussionen über die Zukunft der künstlichen Intelligenz aber erst dann, wenn wir verstehen, dass wir mit ihnen auf eine grundsätzliche Grenze moralischen Argumentierens stossen.

Wir kommen dieser Einsicht näher, wenn wir drei Ebenen in den Wirkungen elektronischer Technologie unterscheiden. Erstens die – oft explosive – Ausweitung von menschlichen Verhaltens- und Handlungsmöglichkeiten, wie wir sie in den vergangenen Jahrzehnten schon beständig erlebt haben – und wie sie sich gewiss fortsetzen wird. Die heute selbstverständliche Form globaler Kommunikation war noch um 1990 unvorstellbar. Ebenso eindrucksvoll sind die Fortschritte der Medizin. Das traditionell Gott vorbehaltene Prädikat der Ewigkeit könnte zu einem Teil des menschlichen Horizonts werden.

Aussichten auf den Menschenpark

Von diesem Typ der Technologiefolgen unterscheidet sich der seit der Entzifferung des Genoms nie mehr ganz unterdrückte Gedanke an die Entwicklung intelligenterer und vor allem ethisch höherstehender Menschen, den Peter Sloterdijk unter dem Begriff des «Menschenparks» zur Sprache gebracht hat. Verbunden mit der Warnung, dass es unverantwortlich wäre, eine solche Chance auf besseres Leben

ohne weiteres unter ein Tabu oder gar ein Denk- und Forschungsverbot zu stellen. Anders als jene lebensverlängernden Technologien allerdings wären Genmanipulationen wohl unausweichlich mit dem Risiko unumkehrbarer Folgen verbunden. Und dies gilt – drittens und wie schon gesagt – auch für die Entwicklung uns überlegener künstlicher Intelligenzen, auf deren Sympathie für die Menschheit wir besser nicht bauen sollten.

Liegt in dieser Unumkehrbarkeit möglicher Folgen aber nicht der – unschlagbar – stärkste Grund für alle Vorbehalte gegenüber der Arbeit an bestimmten Technologien? Sind wir doch wieder auf die – vorsichtigen und global als «ethisch verantwortungsvoll» gelobte – Position von Elon Musk zurückgekommen? Statt diesen Typ des moralischen Vorbehalts zu bestätigen, möchte ich auf eine genau hier verlaufende Grenze des moralischen Argumentierens

verweisen. Sie wird sichtbar dank einer These über den Rhythmus menschlicher Evolution, die der französische Naturwissenschaftler und Philosoph André Leroi-Gourhan vor gut einem halben Jahrhundert formuliert hat.

Wo immer man chronologisch exakt die Evolutionsschwelle zum Homo sapiens sapiens ansetzen will (vor etwa 200 000 Jahren) und auf der anderen Seite den Beginn der menschlichen Kultur (vor 40 000 bis 20 000 Jahren), Leroi-Gourhans Vorschlag bleibt plausibel, die Kultur als eine beschleunigte Fortsetzung der biologischen und der psychischen Evolution des Menschen und dann die Technologie als eine beschleunigte Fortsetzung der Kultur, anders gesagt: als beschleunigte Fortsetzung der durch Kultur beschleunigten Evolution, anzusehen.

Marx und Hegel irrten

Diese Perspektive weckt erstens Skepsis gegenüber der seit dem 19. Jahrhundert – vor allem seit Hegel und Marx – so tiefen Überzeugung, dass wir Menschen imstande sind, unsere «eigene Geschichte in die Hand zu nehmen» – und also zu lenken. Sobald wir die Menschheits-«Geschichte» als Fortsetzung der Menschheitsevolution ansehen, legt sich ein ganz anderer Blick über unsere Vergangenheit, da wir die Phasen der Evolution ja gerade nicht als vom Willen und von den Intentionen der Menschen abhängig sehen. Und sollte man nicht tatsächlich jene Prämisse von «Geschichte» aufgeben, nach der die Menschen immer zu jenen Innovationen gelangen, welche für ihr Leben wichtig und unmittelbar relevant sind? Wäre es nicht besser für das menschliche Leben gewesen, wenn man etwa den Buchdruck viel früher erfunden und die Nuklearenergie nie entdeckt hätte?

Schon im 15. und dann im 20. Jahrhundert hätte sich immerhin aufgrund der jeweils zur Verfügung stehenden Ethik die Frage diskutieren lassen, ob der Buchdruck oder die Nuklearenergie wünschenswert seien. Die Antwort hätte mit einer Vielzahl von Bedingungen zu tun gehabt, die unseren Prognosen zugänglich sind. Sie alle in Rechnung zu stellen

und gegeneinander abzuwägen, ist eine komplizierte, aber nicht prinzipiell unlösbare – ethische – Aufgabe.

Demgegenüber haben die Ablösung der Evolution durch Kultur und die Beschleunigung der Kultur durch Technologie zu einem Rhythmus laufender Veränderungen geführt, der das gewachsene Menschenbild unserer Ethik ganz einfach überfordert. Das Problem liegt also nicht allein oder vor allem in möglicherweise irreversiblen Folgen technologischer Weiterentwicklung, sondern in der Erwartung, dass sich

wahrscheinlich noch innerhalb der Lebenszeit der nächsten Generation, grundlegende Veränderungen in der menschlichen Existenz vollzogen haben werden, auf die das Menschenbild unserer Ethik einfach nicht vorbereitet ist. Wie sich aus Genmanipulation hervorgehende Menschen oder eine unserer eigenen Intelligenz überlegene künstliche Intelligenz verhalten würden, wissen wir nicht – und weil wir es nicht wissen, entziehen sich solche Bilder der Zukunft unseren Möglichkeiten zu einem ethischen, also zu einem wertenden Urteil. Verbote einer Weiterentwicklung bestimmter Technologien (Musk) oder das Vertrauen in die anhaltende menschliche Kontrollmöglichkeit (Zuckerberg) helfen jedenfalls nicht weiter.

Die anscheinend unwiderstehliche Energie jener Spezialisten, welche die Avantgarden der verschiedenen Technologien ausmachen, legt eine

Kunst des Loslassens

von ethischen Debatten ganz verschiedene Reaktion nahe. Denn wäre es nicht denkbar, dass der Vorschlag von Leroi-Gourhan, menschliche Kultur als Fortsetzung der Evolution des Menschen zu sehen, mehr ist als nur ein anregender Perspektivenwechsel, sondern tatsächlich eine Realität trifft – die uns eine Enttäuschung, wenn nicht sogar eine Beleidigung des immer noch allzu hochgestimmten Selbstbildes der Menschheit auferlegt? Könnte es nicht sein, dass wir in jener langfristigen Bewegung der Veränderung, die wir so gerne für «unsere» menschliche Geschichte halten, am Ende nur als Instrumente einer evolutionären Dynamik agieren, welche auch die Illusion von unserer Selbststeuerung und Selbstbestimmung hervorgebracht hat?

Möglicherweise lägen wir also richtig mit dem Entschluss, im Hinblick auf bestimmte Technologiefolgen loszulassen, statt wie Zuckerberg und Musk auf menschliche Kontrolle zu setzen – weil wir die Technologie als Phase beschleunigter Evolution ohnehin nicht aufhalten werden. Eine solche grundlegende Reaktion muss ja noch lange nicht bedeuten, dass wir zukünftigen Ergebnissen der Technologie als Evolution ganz und gar ausgeliefert sind. Von Fall zu Fall scheinen sich Horizonte der Wahl zwischen spezifischen Reaktionen abzuzeichnen. So schliesst der Unfall unserer Entdeckung von Nuklearenergie nicht die beständige Bemühung aus, ihre potenziellen – kollektiv selbstzerstörenden – Auswirkungen zu minimieren (was sonst ist «Weltpolitik» heute?). Andererseits könnten weitere, nicht aufzuhaltende Schritte in der Entwicklung künstlicher Intelligenz ein schnelles Ende des menschlichen Lebens auf «unserem» Planeten heraufbeschwören. Dass wir zum Aufschieben dieses Endes oder gar zu seiner Aussetzung berufen sind, mag die schlimmste aller menschlichen Selbstüberschätzungen unserer Gegenwart sein.



Elon Musk.



Mark Zuckerberg.

Käse-Mozart aus dem Toggenburg

Von Wolfgang Koydl und Paolo Dutto (Bilder) — Manche halten ihn für den einzigen Schweizer, der etwas von Käse versteht. Tatsache ist, dass das Käsen für Willi Schmid bei den Grashalmen beginnt, die eine Kuh frisst. Die Produkte des Toggenburgers gibt's im besten Restaurant der Welt.

Zwischen zwölf und fünfzehn Kilo wiegt so ein von Molke triefender Käselaiab, und er muss fünf-, sechsmal gewendet werden. Zehn Laibe liegen auf einem Tisch, und drei solche Tische stehen in der Halle. Das heisst, dass da an einem halben Vormittag gut zwei Tonnen Masse mit Muskelkraft gestemmt und gewuchtet werden. Was wiederum erklärt, weshalb der Mann mit dem Asterix-Schnurrbart, der gerade wie Miraculix in einem grossen Kessel herumrührt, einen Bizeps hat wie Obelix.

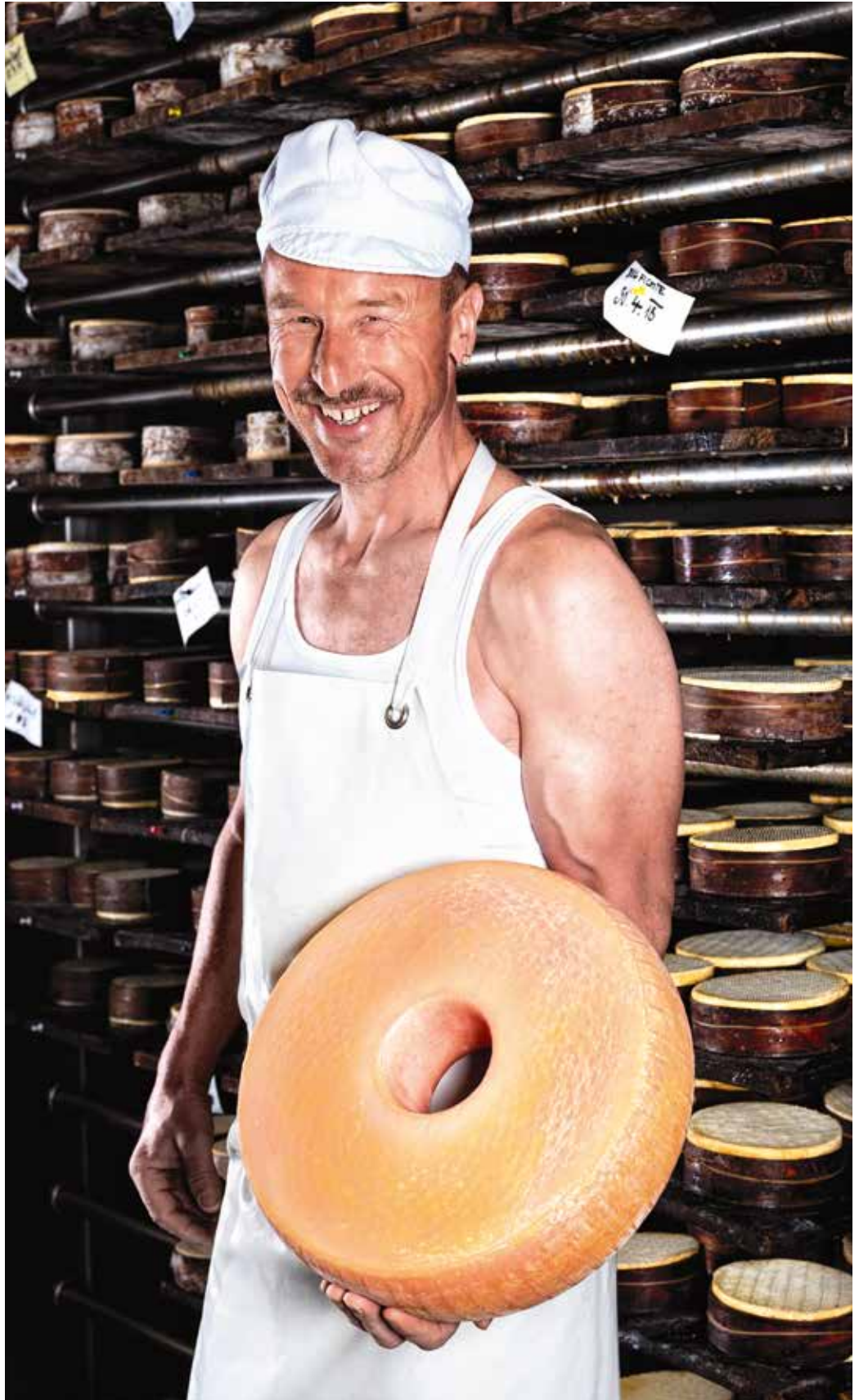
Beim Anblick einer Käseplatte mag man es kaum glauben, doch die Herstellung von Käse ist ein harter Knochenjob. Für Willi Schmid freilich findet die wichtigste Arbeit im Kopf statt. «Ich glaube, dass man abstrakt denken können muss», meint er, während er die knöchellange weisse Schürze geradestrich. «Wenn ich eine Idee für einen Käse habe, kann ich ihn nicht kosten, abschmecken oder nachwürzen wie ein Koch. Ich muss das alles im Gehirn durchspielen, und das Ergebnis kenne ich frühestens in ein paar Wochen, oft erst nach Monaten.»

Daniel Humm als Kunde

Ideen für verschiedene Käsesorten hat der Fünfzigjährige so viele, dass ihn seine Frau manchmal bremsen muss. Über zwei Dutzend Einfälle hat er schon verwirklicht, seit er vor zwölf Jahren im sankt-gallischen Lichtensteig mit der «Städtlichäsi» seine eigene Käserei eröffnete. Die Selbständigkeit war wichtig, denn als Angestellter konnte er seiner Fantasie nicht die Zügel schiessen lassen. Schon während der Ausbildung wurde ihm ein Ausnahmetalent bescheinigt, und heute halten ihn manche für den einzigen Mann, der in der Käsenation Schweiz wirklich etwas von der Nationalspeise versteht.

Schmids erste eigene Kreation war der Mühlistein, ein halbharter Naturschimmelkäse aus Kuhmilch, der gleich national und international Preise abräumte. An Auszeichnungen hat sich Schmid gewöhnt, denn auch seine anderen Schöpfungen werden häufig prämiert. Nicht zu reden davon, dass Städtlichäsi-Produkte weltweit auf den Speisekarten von Spitzenrestaurants stehen, einschliesslich des derzeit global besten Restaurants: Daniel Humms «Eleven Madison Park» in New York. Sternekoch Andreas Caminada schickt Nachwuchskräfte zur Schnupperlehre nach Lichtensteig.

Die Ausgangslage für einen Käser, der Neues kreieren will, ist beschränkt: Salz, Lab und Milchsäurebakterien – das sind die einzigen



«Ich kenne jeden Bauern, jede Wiese, jede Kuh»: Grossmeister Schmid mit seinem Mühlistein.

Zutaten, mit denen er zaubern kann, will man nicht artfremde Beigaben wie Paprika, Pfefferkörner oder Knoblauch verwenden, worüber Schmid nur den Kopf schütteln kann. Massgeblich für Konsistenz und Geschmack von Brie, Greyerzer oder gar dem Appenzeller mit seiner streng geheimen Rezeptur sind Temperatur und Lagerung – wenn man ein normaler Käsehersteller ist.

Doch normal ist an Willi Schmid's Käse nichts, von dem ein begeisterter Kunde einmal sagte, dass er süchtig mache. Denn für den Toggenburger Bauernsohn beginnt ein wirklich guter Käse nicht erst im Käsekessel, sondern sehr viel früher: bei dem Gras, dem Heu oder den Kräutern, die eine Kuh frisst. «Schon als Kind konnte ich am Geschmack erkennen, von welcher Kuh die Milch war und was sie gefressen hatte», erzählt Schmid, der auch schon selber ausprobiert hat, was einer Kuh so ins Maul gerät. «Wenn ich ihre Milch trinke, weiss ich auch, ob es einer Kuh gutgeht oder nicht», fügt er hinzu.

«Pasteurisation ist Kastration»

Eigentlich geht Schmid an die Käseproduktion heran wie der Imker an den Honig, der ja auch jeweils anders schmeckt, je nachdem ob die Bienen an Orangenblüten oder an Lavendel genascht haben. Er macht seinen Bergmatter nur im Winter, wenn den Kühen Heu verfüttert wird. Das gebe dem Käse eine Note von Caramel, Vanille und Brioche mit leichten Röstaromen. Die Milch für den Bergmatter liefert ausschliesslich ein bestimmter Bauer aus Nesslau, dessen Kühe sommers auf einer Säntis-Alm weiden.

Auch Schmid's andere Käsesorten können jeweils einem Hof zugeordnet werden: «Ich kenne jeden Bauern, jede Wiese, jede Kuh», sagt er, und aus seinem Mund tönt es nicht unbescheiden. Er verlangt zudem, dass die Kühe auch im Winter aus dem Stall kommen: «Wegen der Sonne und des Vitamins D», doziert Schmid und klingt dabei wie ein Lebensmittelchemiker. «Das verbessert die Aufnahme von Mineralstoffen, und das ist wichtig für den Käse.»

Nur zehn Bauern liefern ihm Milch, rund 2000 Liter am Tag, die er sofort verarbeitet. Roh kommt sie in die Kessel, darauf legt er Wert, denn nur Rohmilch enthält die entscheidenden



In seine Kessel kommt nur Rohmilch: Willi Schmid beim Käsen.

Enzyme, Eiweiss und Fette. «Milch ist Baby-nahrung, das darf man nicht vergessen. Je mehr Enzyme, desto breiter der Geschmack», erklärt er. Zum Glück hat die EU Überlegungen, die Verarbeitung von Rohmilch zu untersagen, vorerst auf Eis gelegt. «Wenn das kommt,

«Seit 1997 gibt es mehr als tausend neue Käsesorten in der Schweiz.»

schliesse ich meinen Laden», bekräftigt Schmid und fügt dann noch hinzu: «Pasteurisation ist Kastration.» So werde die Milch «vergewaltigt».

Seine Milchlieferanten stammen alle aus der nächsten Umgebung, schliesslich ist das Toggenburg nach Schmid's Überzeugung die weltweit beste Region für Milch: «Fette Böden, kein Ackerbau, nur Naturwiesen, das richtige Klima.» Seine Bauern bekämen von ihm einen «super Preis», sagt er. «Aber dafür verlange ich auch was: Ich schaue mir die Weiden an, die Kühe, die Höfe.» Und auch nicht jede Kuh findet Gnade vor seinen Augen: «Beim Vieh bin

ich Rassist», sagt er grinsend. «Für mich kommt nur Braunvieh in Frage. Das ist die perfekte Kuhrasse für Käse.»

Schon vor Sonnenaufgang steht er in weissen Gummistiefeln vor seinem Betrieb und wartet auf die Bauern – mit einer kleinen Kelle in der einen und einer Ampulle in der anderen Hand. Mit Ersterer kostet er die Milch wie ein Sommelier einen Wein, in Letztere füllt er eine Probe für die obligate mikrobiologische Laboruntersuchung. «Es kommt nur ganz selten vor, dass ich einen nach der Geschmacksprobe zurückschicke», sagt Schmid. «Ich kenne meine Bauern schliesslich alle schon sehr lange. Ich vertraue ihnen, und sie wissen, was ich brauche und was ich will.»

«Diktat der Planwirtschaft»

Über die Zukunft macht er sich keine Sorgen, weder privat noch für die Käsenation Schweiz. Sein sechzehnjähriger Sohn sei ein Naturtalent: «Der kann einen Geschmack beschreiben wie einen Wein.» Und die Schweiz arbeite langsam, aber erfolgreich daran, ihren lädierten Ruf als Käseproduzentin wiederherzustellen, seitdem 1997 das Diktat der «Planwirtschaft», wie Schmid es nennt, aufgehoben worden sei.

Bis dahin habe der Bund bestimmt, welche Sorten produziert werden durften. Wer Neues ausprobierte, wurde gebüsst. Die Folge: Es gab immer weniger Sorten, und meistens war es Hartkäse, weil der länger haltbar und daher besser exportierbar ist. «Seit 1997 gibt es mehr als tausend neue Käsesorten in der Schweiz», sagt Schmid erfreut. Von einer Käseweltmacht freilich sei die Schweiz noch weit entfernt, meint er. Was Vielfalt und Qualität angehe, gebe es nur eine Spitzennation: Nein, nicht Frankreich. Italien.



Prämierte Schöpfungen: Mühlstein und ...



... Bergfichte.

Das schlimmste aller Kartelle

Von Christoph Mörgeli

Zu den gelungensten Figuren der Asterix-Comicserie gehört Troubadix. Er hält sich für ein musikalisches Genie. Diese Ansicht teilen seine Dorfbewohner keineswegs. Dennoch gehört der Künstler zur Dorfgemeinschaft, hat aus guten Gründen keinerlei politischen Einfluss, lebt originell in einem Baumhaus und wird irgendwie miternährt. Kürzlich hat der Bündner Liedermacher Linard Bardill seine Kandidatur für den Regierungsrat angemeldet. «Graubünden ist eine Stammesgesellschaft», schimpft der parteilose Steinbock-Troubadix. Der Kulturschaffende zieht unerschrocken gegen das Kartell der Bauunternehmer in den Krieg. Und verschweigt das Naheliegendste: Sein Kulturkartell ist noch viel schlimmer.

In Bardills hochsubventioniertem Kartell gelten genau jene «Abhängigkeiten, Riten, Hierarchien und Tabus», die er im *Sonntagsblick* bei der Bauwirtschaft kritisierte. Staatliche Kulturförderer bestimmen in verfilzten Gremien nach undurchsichtigen Regeln, welche Kulturschaffenden gefördert und welche diskriminiert werden. Es herrscht Intransparenz pur. Da wird gemauscht, was das Zeug hält. Wer in welcher Region ist förderungswürdig? Wer hat welchen Preis schon erhalten? Wer ist dieses Jahr an der Reihe? Wer hat wem schon einen Preis zugehalten und verdient jetzt denselben Preis als Dankeschön? Wer darf warum mit SRF koproduzieren? Im Vergleich zu diesen Kulturabsprachen sind die Bündner Bauunternehmer unschuldig wie neugeborene schneeweisse Lämmchen.

Wie seine Künstlerkollegen handelt sich Linard Bardill von Preis zu Preis: Preis der Stiftung Georg Aliesch-Davaz, «S goldig Chrönli» der Vereinigung Schweizer Jugendkultur, Deutscher Kleinkunstpreis, Preis der deutschen Schallplattenkritik, Salzburger Stier, Preis des rätoromanischen Radio und Fernsehens. All dies will Bardill jetzt opfern: «Ich verdiene gut als Liedermacher, genieße meine Freiheit. Das gebe ich auf, aus Liebe zu meinem Kanton.» Im zarten Alter von 61 verzichtet er auf sein horrendes Liedermacher-Einkommen und beschränkt sich aufs regierungsrätliche Existenzminimum: etwa 285 000 Franken plus lebenslange Pension. Bardills Haus in Scharans hat übrigens Valerio Olgiati gebaut. Genau wie das Nationalparkzentrum in Zernez. Beide Gebäude sind preisgekrönt. Und zumindest jenes in Zernez nachweislich sogar preisabsprachegekrönt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Pflegel lassen schlagen

Von Peter Bodenmann — Novartis bezahlt 1,2 Millionen Franken an Schäferstündchen-Anwalt. Mit Erfolg.



Geizknäpper Vekselberg (r.) bezahlte mit 500 000 Franken zu wenig. Sein Pech.

Unternehmer und Unternehmen sind Opportunisten. Sie haben so viel Rückgrat wie die Gummibärchen von Haribo. Novartis hat den Anwalt von Donald Trump geschmiert. Genau wie Viktor Feliksovich Vekselberg. Der Pharmakonzern und der Oligarch haben sicher nicht nur auf Trump gesetzt, sondern auch auf Hillary Clinton.

Das System: Man bezahlt einen Anwalt als Intermediär. Dieser bezahlt aus dem so gefüllten Kässeli unter anderem für das Schweigen einer kessen Stripperin, die nach eigenen Angaben Donald Trump mit einer Zeitung den Arsch versohlte. Überall auf der Welt klappt Schmierer und Salben so oder anders. Novartis sieht sich als Opfer. Man habe aus dem Vertrag leider nicht aussteigen können. Und deshalb sogar noch mehr bezahlt, als im Rahmen der Untersuchungen des Sonderermittlers Mueller vorerst ans Tageslicht gekommen sei. Dabei beschäftigt der Konzern bald mehr Juristen als Pharmaforscher, um seine Interessen durchzusetzen. Die Schweizer Medien betätigen sich trotzdem brav als Opferhilfen für Novartis. Als ob der Bestechende besser wäre als der Bestochene. Die Basler Heuchler könnten trotzdem hochzufrieden sein. Donald Trump hat bisher – trotz aller gegenteiliger Ankündigungen – noch wenig bis nichts gegen ihre überhöhten Pharmapreise in den USA unternommen. Weniger glücklich aus der Kirschtorte schaut unser Zuger Vekselberg.

Weil der Fabergé-Eier-Sammler neben Trump bisher auch auf Putin setzte, kam der Russe mit seinen Firmen und Bankkrediten unter Druck. Trotz amerikanischer Frau und trotz amerikanischer Kinder. Deshalb musste Vekselberg bei Schweizer Politikern Klinken putzen. Bei welchen und zu welchen Preisen, wissen wir nicht. Immerhin bedankt sich Donald Trump bei jenem Bündner SVP-Polizeikommandanten, der seit 2012 nichts gegen illegale einheimische Kartellbrüder unternimmt. Dafür aber nachweislich jenen Aufrechten misshandeln und verprügeln liess, der die ganzen Betrügereien ans Tageslicht gebracht hat. Im Vergleich zu Schlegel – nomen est omen – geht Putin mit seinen Dissidenten geradezu pfleglich um. Wird dieser Polizei-Pflegel auch noch Bündner Regierungsrat? Niemand kann es ausschliessen.

Alles typisch Schweiz: Trump heimlich schmieren. Baupreise gemeinsam nach oben polieren. Unschuldige verprügeln. Niemand will nichts wissen. Sonst hätte der Bund längst gehandelt. Bei den Baupreisen wäre das kein Problem. Man müsste als Subventionsbehörde je Branche und Auftrag nur die 20 wichtigsten Positionen quervergleichen. Und die Differenzen zwischen ausgeschriebenen Mengen und abgerechneten Mengen abgleichen. Und schon würden flächendeckend die Fische im Netz zappeln.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Da waren's nur noch zwei

Von Kurt W. Zimmermann — Die Schweiz hat den kaputtsten Medienmarkt Europas. Das gelang nur mit Hilfe der Wettbewerbskommission.

Beginnen wir mit der Liste des Grauens. Die Liste des Grauens lautet: ZH, BE, LU, UR, SZ, OW, NW, ZG, SO, BS, BL, AR, SG, AG, TG, GE.

In diesen sechzehn Kantonen gibt es nur noch Tageszeitungen aus einem der zwei grossen Schweizer Zeitungshäuser. Der eine Verlag ist Tamedia in Zürich. Der andere Verlag ist die AZ/NZZ-Gruppe in Aarau, die Ende 2017 entstand.

Tamedia und AZ/NZZ haben zusammen 35 Tageszeitungen. Nur im Grossraum Zürich sind sie auch Konkurrenten. Sonst gehen sie sich überall aus dem Weg. Es gibt in den sechzehn Kantonen also ein Duopol und fünfzehn Monopole.

Daneben gibt es nur ein paar Kleinverlage. Auch Ringier ist im Zeitungsgeschäft mit *Blick* und *Le Temps* bloss noch ein Kleinverlag.

Tamedia und die AZ/NZZ-Gruppe haben zuletzt über ein Dutzend Zeitungsverlage mit über zwanzig Blättern aufgekauft. Übernommen wurden Titel wie *Basler Zeitung*, *Lucerner Zeitung*, *Tribune de Genève*, *Berner Zeitung*, *Le Matin*, *Landbote* und *Bund*.

Wie konnte eine derartige Wettbewerbsverzerrung in der Schweiz entstehen? Gibt es kein Kartellrecht? Gibt es keine Kartellbehörde?

Damit sind wir bei der Wettbewerbskommission (Weko). Die Medienbranche ist ihr weitaus grösstes Arbeitsgebiet. Seit dem Jahr 2000 hatte die Weko Dutzende von Fällen aus den Medien zu beurteilen. Auch derzeit liegen drei Themen auf ihrem Tisch: die Übernahme des TV-Vermarkters Goldbach durch Tamedia, der Kauf der *Basler Zeitung* durch Tamedia, die Fusion der AZ Medien und der NZZ-Regionalmedien.

Wir können davon ausgehen, dass alle drei Geschäfte von der Kartellbehörde durchgewinkt werden. Denn die Weko sagt nie nein. Sie stimmt allen Übernahmen und Fusionen in den Medien zu.

Das ist ein klassischer Fall von Staatsversagen. Selbst für hartgesottene Neoliberale wie Friedrich August von Hayek ist unbestritten, dass die Sicherung der Wettbewerbsfreiheit eine der wichtigsten Aufgaben des Staats ist.

Der Staat Schweiz hat dabei versagt. Er liess es zu, dass die Zeitungslandschaft auf zwei verbleibende Konzerne kondensierte. Denn bei der Weko arbeiten Bundesbeamte. Die Aufgabe von Beamten ist es, Schrittchen für Schrittchen die täglichen Geschäfte abzuwickeln. Es ist nicht ihre Aufgabe, das grosse Gesamtbild im Auge zu haben.



Sagt nie nein: Weko-Chef Andreas Heinemann.

Und so haben die Weko-Beamten seit fünfzehn Jahren Schrittchen für Schrittchen den freien Wettbewerb unterhöhlt. Mal stimmten sie der Übernahme der Espace Media zu, dann jener der LZ Medien, dann derjenigen von Lüdin und von Huber, dann bewilligten sie den Kauf von Vogt-Schild, dann von Edipresse, von Ziegler und der Zürichsee-Presse. Immer waren es die gleichen Käufer.

Wenn wir nun nach all den kleinen Schrittchen den Blick auf das grosse Gesamtbild richten, dann sehen wir ein Trümmerfeld. Nirgendwo sonst in Europa ist der Wettbewerb in der Zeitungsbranche derart zerstört. Selbst in vergleichbaren Ländern wie Österreich und Schweden, wo die Pressekonzentration ebenfalls weit fortgeschritten ist, gibt es, statt zwei wie bei uns, noch um die zehn grosse Zeitungshäuser im Markt.

Ein einziges Mal hat die Weko zu einem Medien-Deal nein gesagt. Sie verbot die Fusion der beiden Billettvermarkter Ticketcorner von Ringier und Starticket von Tamedia. Die Ironie dabei: Die beiden bieten das gleiche standardisierte Produkt zum gleichen Preis.

Daran zeigt sich, wie weltfern die Wettbewerbskommission denkt. Zwei Ticket-Agenturen aus zwei Verlagen – das braucht die freie Wirtschaft. Zwei Zeitungen aus zwei Verlagen – das ist überflüssig.

Die Beauftragten

Von Henryk M. Broder — Sie hinken der Wirklichkeit hinterher.

Es ist immer wieder schön zu erleben, wie die deutschen Debatten der deutschen Wirklichkeit hinterhinken. Derzeit dreht sich alles um die Frage, ob es eine «illegale Masseneinwanderung» nach Deutschland geben würde. Und da gibt es tatsächlich Bürger und Bürgerinnen, die sowohl das eine wie das andere verneinen. Die «Zuwanderung», die grade stattfindet, sei weder «illegal» noch «massenhaft», obwohl die Identität der meisten «Zuwanderer» nicht festgestellt werden kann, weil sie keine Papiere bei sich haben, keinen Pass, keinen Personalausweis, keinen Führerschein, keine Quittung und keine Rechnung, auf denen ihr Name stehen könnte. Und wenn jemand doch einen Pass hat, dann ist es meistens ein gekaufter, der «umgewidmet» wurde. Sei's drum. «Kein Mensch ist illegal!», rufen die in Flüchtlingsräten und Initiativen organisierten Helfer und fordern ein «Bleiberecht für alle!»



Es wurde auch lange hin und her debattiert, ob es auch einen «importierten Antisemitismus» geben könnte. Auch das wurde anfangs heftig bestritten. Bis die Rufe «Hamas, Hamas, Juden ins Gas!» nicht mehr überhört werden konnten. Darauf wurde das Amt des «Antisemitismus-Beauftragten» der Bundesregierung geschaffen. Seit kurzem hat auch Bayern einen, und es wird nicht lange dauern, bis jedes der sechzehn Bundesländer in Anbetracht der kulturellen Unterschiede zwischen Ost und West, Nord und Süd einen «Beauftragten» ernannt hat, der für den Judenhass in seinem Sprengel zuständig ist. Wenn die Deutschen ein Problem erkannt haben, dann gehen sie es entschlossen an.

Von solchen Bemühungen völlig unbeeindruckt, fand am 14. Mai in Dortmund, einer Hochburg alter und junger Nazis, eine Demo zum 70. Jahrestag der Gründung Israels statt. Die etwa fünfzig Teilnehmer versammelten sich hinter einem Transparent mit der Parole: «Der Staat Israel ist unser Unglück!» Dieser Satz bildet die Brücke zwischen dem alten und dem neuen Antisemitismus. In der Originalfassung von Heinrich von Treitschke aus dem Jahre 1879 hiess es noch: «Die Juden sind unser Unglück!» Und heute ist es eben Israel.

Wie gut, dass es einen «Antisemitismus-Beauftragten» gibt, der jetzt darüber befinden wird, ob wir es mit einem Fall von Antisemitismus oder legitimer Israelkritik zu tun haben.



Zudringliche, gierige Helvetia.

Die Hälfte für den Staat

Die Schweiz steht im Ruf, einen schlanken Staat zu haben. Betrachtet man indes sämtliche Steuern und Abgaben, reibt man sich die Augen. Warum schauen die Bürger nicht genauer, wie die öffentliche Hand Geld einnimmt und ausgibt? *Von Beat Gygi und Alfons Kiefer (Illustration)*

In der Schweiz wird immer wieder die Geschichte vom zurückhaltenden Staat erzählt, der den Bürgern einen viel grösseren Teil ihres Einkommens zur freien Nutzung belasse, als dies in den meisten anderen reicheren Ländern der Welt der Fall sei. Kürzlich veröffentlichte die OECD die neueste Ausgabe ihrer regelmässigen Erhebung «Taxing Wages» zur Steuer- und Abgabenbelastung in den gut dreissig Mitgliedsländern. Die Schweiz erschien auf den vordersten Rängen – wie immer, wenn es um die Frage geht, wie viel einem Durchschnittsverdiener von seinem Lohn zur freien Verfügung übrigbleibt. Hiesige Medien malten das helle Bild von einer Eidgenossenschaft, die den Bürgern viel weniger Geld aus der Tasche ziehe als Hochsteuer-Regimes wie Deutschland, Frankreich, Italien oder Dänemark.

Es grenzt an gezielte Täuschung

Tatsächlich glaubt man zuerst zwei völlig unterschiedliche Welten vor sich zu sehen: hier die

mörderischen 40 Prozent Steuern und Abgaben, die ein deutscher oder ein belgischer alleinstehender Durchschnittsverdiener dem Staat abliefern muss, da die milden 17 Prozent, die ihr Schweizer Kollege zu entrichten hat. Seien es Alleinstehende oder Paare mit oder ohne Kindern, die Steuern und Abgaben liegen für ein

In der Schweiz wird viel mehr offiziell befohlen und kassiert, als es den Anschein hat.

Durchschnittseinkommen in der Schweiz (86 000 Franken brutto) gemäss OECD-Zahlen auf viel niedrigerem Niveau als in den andern europäischen Ländern. «Die Schweiz schneidet international gut ab. Wo sich Arbeiten lohnt. Schweiz im Vorteil gegenüber Deutschland» – so etwa lautete die Botschaft, die von den meisten Medien ins Publikum getragen wurde. Oder bildlich: Die Schweiz ragt wie eine Insel mit

hohen Steilküsten aus der trostlosen, staatlich ausgelagten europäischen Landschaft heraus.

Stimmt das? Nein. In der Schweiz wird viel mehr offiziell befohlen und kassiert, als es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat. Die immer wieder behauptete ausserordentlich niedrige Belastungsquote ist ein Mythos, denn in den Zahlen der OECD werden die hoheitlichen Belastungen nicht für alle Länder gleich erfasst. In der Schweiz sind die Abgaben an die Krankenversicherung, an die berufliche Vorsorge, also die Pensionskasse, sowie an die private Unfallversicherung zwar gesetzlich obligatorisch; aber bezahlt werden sie nicht an formell reinrassige staatliche Einrichtungen, sondern an private Versicherungen. Deshalb werden diese Beiträge in den OECD-Daten nicht zur staatlichen Steuer- und Abgabenquote gezählt. Das Ergebnis ist eine scheinbar bürgerfreundlich niedrige Staatsquote.

Der Bundesverwaltung ist diese beschönigende Darstellung durch die OECD-Kollegen

– man kennt sich – willkommen, und zur Rechtfertigung verweist der Bund jeweils auf das europäische System der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen: Nach diesen Richtlinien zählen die hiesigen Krankenkassen, Pensionskassen und Unfallversicherungen nicht zum Staatssektor. An diese Europa-Regel halte man sich, heisst es in Bern, deshalb rechne man nur die Beiträge an die öffentlichen Sozialversicherungen – AHV, Invalidenversicherung, Erwerbsersatzordnung und Arbeitslosenversicherung – zu den Staatsabgaben. Alles andere nicht.

Das Klischee vom schlanken Staat

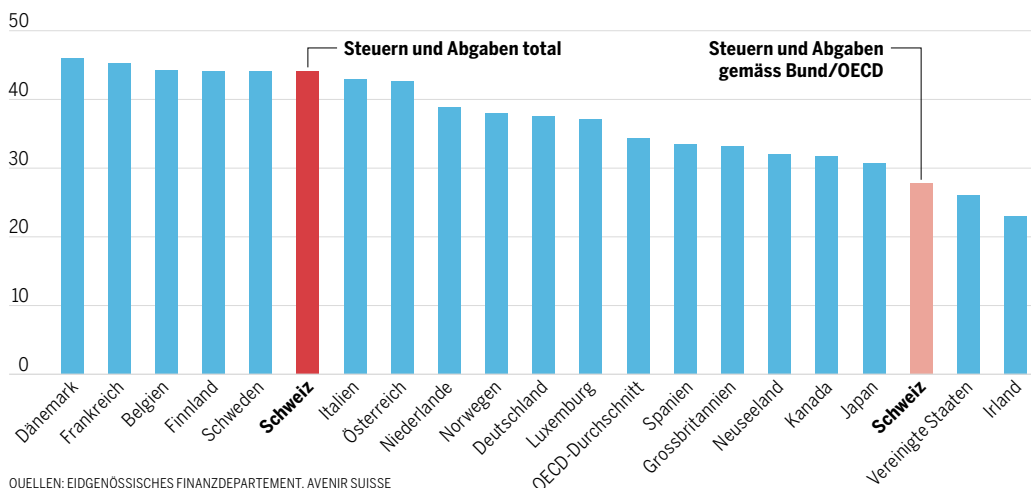
Unwillkürlich kommt einem der Spruch in den Sinn: «In vielen Ländern gibt es viele zweifelhafte Statistiken, aber wenn diese Daten von der OECD gesammelt und dann von oben nach unten verbreitet werden, glauben die Leute plötzlich daran.» Die Organisation selber hilft beim Polieren der Steuerdaten mit. So wird beim OECD-Bericht zur Berechnung der Steuerbelastung in der Schweiz der Kanton Zürich für die Kantons- und Gemeindesteuern herangezogen: Das ist der drittgünstigste Kanton in der Schweiz. Zudem wird in der Einleitung zum Schweizer Kapitel erklärt, die Schweizer Daten umfassten «die von den Arbeitnehmern bezahlten Einkommensteuern, deren Beiträge an Sozialversicherungen und die Beiträge der Arbeitgeber an die Sozialversicherungen», was an gezielte Täuschung des Publikums grenzt, denn genau gleich tönen auch die Erläuterungen zu Deutschland oder Frankreich, die im Gegensatz zur Schweiz alle Sozialleistungen in der Fiskalquote erfassen.

Die Verzerrung des Bildes etwa im Gesundheitswesen ist gravierend. Die obligatorische Krankenversicherung der Schweiz mit einem Jahresumsatz von rund 30 Milliarden Franken läuft im Gegensatz zur Lage in andern Ländern sozusagen neben den Messgeräten durch. Krankenkassenprämien und Gesundheitskosten wachsen mit Jahresraten von rund 4 Prozent, und genau dieses explosiv expandierende staatsnahe Wachstumsgeschäft wird hierzulande beim Messen der Staatsquote ausgeblendet. Dass die OECD-Statistiker die Schweizer Zahlen geschönt darstellen, erwähnten NZZ oder *Handelszeitung* zwar als Relativierung am Rande, die Zeitung *Finanz und Wirtschaft* deutlicher, aber alles in allem dominiert in den Medienberichten immer wieder das Klischee vom schlanken Schweizer Staat.

Wie die Verhältnisse wirklich sind, hat Marco Salvi, Experte für finanzwissenschaftliche Fragen in dem von der Wirtschaft finanzierten Think-Tank Avenir Suisse, in mehreren Publikationen aufgearbeitet. Nach seinen Worten ist der tatsächliche Einfluss des Staates auf die Konsum- und Investitionsentscheide der Bürger erheblich grösser, als viele denken. Seiner Ansicht nach muss man alle Beitragszahlun-

Schweiz mit zwei Gesichtern

Offizielle und tatsächliche Fiskalquote der Schweiz im internationalen Vergleich, 2016 (Steuereinnahmen und Sozialabgaben in Prozent des Bruttoinlandprodukts)



QUELLEN: EIDGENÖSSISCHES FINANZDEPARTEMENT, AVENIR SUISSE

Grafik 1: Hoheitlich befohlene Beitragszahlungen müssten zur Steuer- und Abgabenlast zählen.

gen, die auf irgendeine Weise hoheitlich befohlen sind, zur Steuer- und Abgabenlast zählen – ob nun deren Umsetzung im staatlichen oder privaten Rahmen erfolgt. Das ergibt ein ganz neues Bild, wie Grafik 2 zeigt. Die Steuer- und Abgabenquote entspricht in Wirklichkeit der oberen Linie, welche die Belastung inklusive Krankenkassenprämien, zweiter Säule und Unfallversicherung zeigt, während die untere Linie den Verlauf gemäss Bundes- und OECD-Lesart darstellt. Für 2016, den jüngsten verfügbaren Datenpunkt, weist die Bundesverwaltung Steuern und Abgaben von insgesamt 155 Milliarden Franken und damit eine Fiskalquote von 27,5 Prozent des Bruttoinlandprodukts aus. Das ist die schöngeredete Variante.

In Wahrheit sogar hinter Deutschland

Salvi seinerseits kommt auf eine Quote von 44,1 Prozent, da er zusätzlich die Beiträge an die privaten Sozialversicherungen im Umfang von 110 Milliarden Franken einbezieht. Der anonyme Schweizer Durchschnittsverdiener aus der OECD-Statistik mit einem Brutto-Jahreslohn von 86 000 Franken muss also neben der offiziellen 17-prozentigen Belastung weitere rund 12 Prozent für seine Pensionskassenbeiträge und die Krankenkassenprämien einberechnen. Hinzu kommt der Arbeitgeberbeitrag zur zweiten Säule, der ebenfalls zur Abgabenbelastung zählt. Allerdings müssen diese rund 8 Prozent zuerst noch dem Bruttolohn zugeschlagen werden – das ist der tatsächliche Lohn aus Arbeitgebersicht – und dann wieder abgezogen werden. Auf diese Weise gerät der Alleinverdiener rasch in die Nähe einer Belastung um die 40 Prozent des Einkommens, ganz ähnlich wie seine ausländischen Kollegen.

Bei realistischer Betrachtung gibt es also plötzlich keine herausragende Insel und keine Steilwände mehr zwischen der Schweiz und den Nachbarländern. Alle sind bezüglich Staatsquo-

te etwa auf gleicher Ebene: die Schweiz wie das traditionell staatsgläubige Frankreich oder das durch vier Jahrzehnte Sozialdemokratisierung geprägte Deutschland. Dieser Befund kommt in Grafik 1 zum Ausdruck. Die hellrote Säule rechts zeigt die offizielle Darstellung der Bundesverwaltung mit einer auf hervorragender Position liegenden Schweiz; gemäss OECD-Lesart steht sie an drittbesten Stelle mit einer Fiskalquote von 27,8 Prozent; nur die USA und Irland weisen einen noch schlankeren Staat aus. Zählt man aber auch die privaten Sozialausgaben zur Belastung, rutscht die Schweiz an die Stelle der dunkelroten Säule links mit 44,1 Prozent, mitten in die Gruppe der Länder mit schwerem Staat, hinter Deutschland.

Klar, auch andere Regierungen schönen ihre Statistiken, etwa indem sie ihre Schattenwirtschaft – je nachdem mehr als ein Fünftel der ganzen Wirtschaft – zum Bruttoinlandpro-

ALLER GUTEN DINGE WAREN DREI



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), was die Wende bei Zinsen, Inflation und Risikoprämien für Sie als Anleger bedeutet.»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS

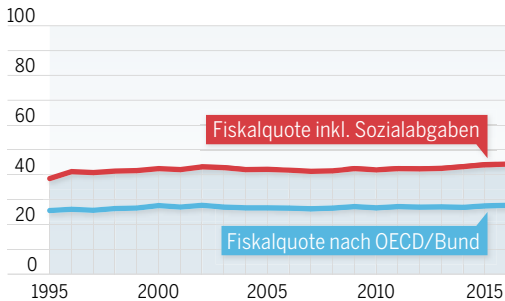
REICHMUTH & CO

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

LUZERN | ZÜRICH | ST. GALLEN

Fast die Hälfte an den Fiskus

Steuern und Abgaben in der Schweiz, in Prozent des Bruttoinlandprodukts



QUELLEN: AVENIR SUISSE, MARCO SALVI

Grafik 2: blau die schönere Variante.

dukt zählen, so dass die Steuer- und Abgabenquote dadurch kleiner erscheint. Aber der Schweizer Trick ist besonders wirkungsvoll und wird auch in Ranglisten zur Staatsquote, also zum Anteil der Staatsausgaben an der gesamten Wirtschaftsleistung, dem Bruttoinlandprodukt, angewendet. Auch da sehen die OECD-Listen immer gut aus für die Schweiz (Staatsquote von 33 Prozent) und schlecht für Frankreich (57), Dänemark (56), Italien (51), Deutschland (44) oder die ganze Euro-Zone (49), bei denen oft die Hälfte des Sozialprodukts oder mehr über die Staatskasse läuft, deren Wirtschaft also mehr durch die öffentliche Hand als durch die unsichtbare Hand des Marktes geleitet wird. Aber die Berechnungen von Avenir Suisse kommen zum Schluss, dass eine erwachsene Person auch in der Schweiz gegen die Hälfte ihres Einkommens der Obrigkeit abliefert.

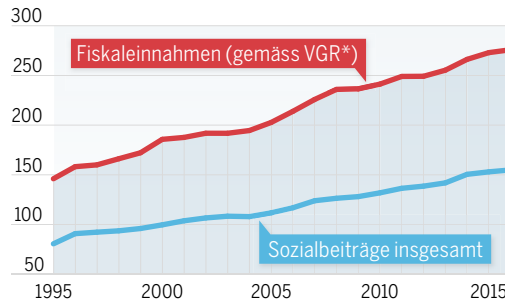
Sozialistische Progression

Warum wehren sich die Bürger nicht energischer gegen einen solchen Kurs? Das liegt zum Teil daran, dass der Staat nicht einfach eine einzige Rechnung schickt, das würde die Leute erschrecken. Nein, die hoheitlichen Einkassierer greifen an Dutzenden verschiedenen Stellen zu, bei ganz unterschiedlichen Gelegenheiten, so dass die Steuer- und Abgabenzahler Mühe haben, den Überblick zu behalten. Unübersichtlichkeit prägt viele Steuersysteme, weil dies das Eintreiben von Geld erleichtert. Grafik 4 zeigt die verschiedenen Einnahmequellen allein des Bundes. Die direkte Bundessteuer, die 2017 rund 21 Milliarden erbrachte, erscheint noch als relativ einfache Angelegenheit, sie greift erst bei höheren Einkommen und Vermögen – dafür dann umso brutaler, deren Progression ist im internationalen Vergleich sehr hoch, sozialistisch. Zudem wurde sie quasi über die Hintertür eingeführt: Ursprünglich als vorübergehende Wehrsteuer in Kriegszeiten gedacht, wurde sie später verstetigt und 1982 in «direkte Bundessteuer» umbenannt.

Vieles wird im Grunde doppelt und dreifach besteuert. Wenn man das versteuerte

Wachstumsgeschäft Sozialpolitik

Steuern und Abgaben in der Schweiz, in Milliarden Franken pro Jahr



QUELLEN: AVENIR SUISSE, MARCO SALVI *VOLKSWIRTSCHAFTLICHE GESAMTRECHNUNG

Grafik 3: Sozialbeiträge werden ausgeklammert.

Einkommen spart, werden die Sparerträge nochmals besteuert, wer es in ein Eigenheim investiert, wird durch die Eigenmiete nochmals belastet. Die grösste Einnahmequelle des Bundes war 2017 mit 22 Milliarden Franken die Mehrwertsteuer, eine indirekte Steuer, die letztlich von den Konsumenten getragen wird und eine erstklassige Einrichtung ist, wenn man Geld eintreiben will, ohne dass die Leute es gross merken. Alle Käufe auf Märkten unterliegen dieser Steuer, die mit einem Normalsatz von zurzeit 7,7 Prozent nicht so weh tut, dass die Bürger ihr gross ausweichen und in die Schattenwirtschaft abwandern würden – im Gegensatz zu Frankreich oder Deutschland, wo Sätze in der Nähe von 20 Prozent herrschen. Und

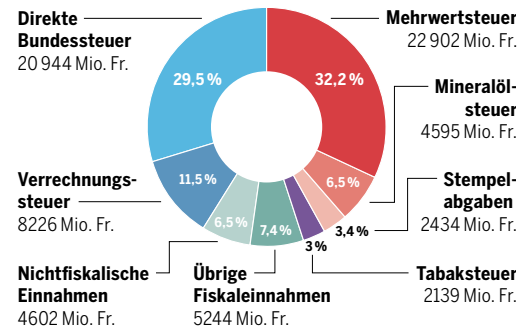
Auf Bundesebene ist der Staat eine besonders gefährliche Umverteilungsmaschine.

doch: Ein Haushalt, der im Laufe des Jahres für 70 000 Franken Waren kauft, liefert rund 5000 Franken in die Bundeskasse ab. Weil man ihre Belastung nur so schwach merkt, verwendet die Politik die Mehrwertsteuer gerne auch zur Quersubventionierung der notleidenden AHV, zeitweise der IV und des Verkehrsfonds.

Noch reizvoller ist für den Fiskus aber wohl die Mineralölsteuer. Für jeden verkauften Liter Benzin oder Diesel kassiert der Bund rund 75 Rappen, von der Tanksäule führt quasi ein zweiter Schlauch in die Bundeskasse – und der Bundesrat kann den Steuersatz eigenmächtig variieren. Ein Normalhaushalt zahlt so im Jahr bald einmal 1000 Franken. Auch sonst ist der Verkehr eine Goldgrube für den Staat: Unter dem Titel «Übrige Fiskaleinnahmen» holt er mehr als 5 Milliarden in die Kasse, vor allem via Verkehrsabgaben (Schwerverkehrsabgabe) und Lenkungsabgaben (CO₂-Abgabe). Nach Überwälzung auf den Konsum dürfte dies eine Schweizer Familie mit etwa 1000 Franken pro Jahr treffen. Allein die Verkehrsabgaben haben sich seit dem Jahr 2000 versiebenfacht.

Mehrfachzugriff des Staates

Ordentliche Einnahmen 2017



QUELLE: EIDGENÖSSISCHES FINANZDEPARTEMENT

Grafik 4: Unübersichtlichkeit des Steuersystems.

Eine sichere Einnahmequelle ist des Weiteren die Tabaksteuer; die politische Stimmung fördert ja eher steigende Abgabenbelastungen für Raucher. Wenig sicher sind im Moment die Stempelabgaben, die bei der Emission und beim Handel von Wertpapieren sowie beim Zahlen von Versicherungsprämien immer ihren Teil abzwacken. Diese Abgaben erregen mehr Unmut als andere, weil sie die Konkurrenzfähigkeit des Finanzplatzes Schweiz beeinträchtigen und damit die Profis auf den Plan rufen, die resoluter auftreten als normale Bürger. Es gibt andere Branchen, bei denen die Profis sogar für die Erhöhung der Abgaben sind. Der Arbeitsmarkt wird zunehmend zu einem hoheitlich geregelten Sektor. In den vergangenen zwanzig Jahren wurden für viele Branchen Gesamtarbeitsverträge abgeschlossen, was die Schaffung paritätischer Kommissionen aus Arbeitgebern und Gewerkschaften zur Folge hatte, deren Tätigkeiten nun zu finanzieren sind, vorläufig durch 20 bis 30 Franken Lohnabzug pro Mitarbeiter und Monat.

Fehlende demokratische Kontrolle

Auch auf den unteren Ebenen kennt der Staat zahlreiche weitere Spielarten, um Geld an sich zu ziehen, etwa über Gewerbesteuer, Handänderungssteuer, Motorfahrzeugsteuer, Hundesteuer, Vergnügungssteuer, Kurtaxen, Wasserzinsen, Mietsteuer. Die Rechnungen für die Gebühren für Verwaltungstätigkeiten, Abfallentsorgung oder für die Umweltzuschläge auf Strom ergeben übers Jahr hinweg ganze Stapel. Aber dennoch: Auf Bundesebene ist der Staat eine besonders gefährliche Umverteilungsmaschine, weil da die demokratische Kontrolle durch die Bürger weniger stark ist als in den Kantonen und Gemeinden. Sonst wäre es kaum erklärbar, dass die realisierten und die geplanten Bundesausgaben unbeirrt nach oben zeigen, schneller wachsen als das Bruttoinlandprodukt, dass die Bundesverwaltung immer mehr Personal einstellt, und zwar vor allem in den hohen Lohnklassen. Das geht nur deshalb so reibungslos über die Bühne, weil viele immer noch glauben, die Schweiz sei ein schlanker Staat.



Gegenrede

Spiel mit dem Feuer

Die Befürworter des neuen Geldspielgesetzes loben Netzsperrern als sinnvolle Regelung des Marktzugangs. Sie irren. Damit würde ein gefährlicher Präzedenzfall geschaffen, und den Spielsüchtigen wäre nicht geholfen.
Von Matthias Müller

Der Werber Peter Marti hat in der vorletzten Ausgabe (*Weltwoche* Nr.18/18) das neue Geldspielgesetz als «gut» und die darin vorgeschlagenen Netzsperrern als «richtig» eingestuft. Daneben hat er den Jungparteien, auch den Jungfreisinnigen Schweiz, unterstellt, ihre Argumente «schlicht nicht zu Ende gedacht» zu haben. Marti irrt. Bereits im ersten Abschnitt seines Essays liegt er falsch, wenn er behauptet, dass «jeder ausländische Online-Geldspiel-Anbieter in der Schweiz problemlos eine Konzession beantragen» könne. Richtig ist, dass nur Anbieter, die in der Schweiz ein Beton-Casino, also eine physische Niederlassung, betreiben, eine Erweiterung dieser Konzession für den Online-Bereich verlangen können.

Eine Bewerbung für Online-Konzessionen ist somit für die international populären Online-Anbieter nicht möglich – im Gegensatz zur Situation in den meisten europäischen Ländern. Es kommt aber noch schlimmer: Mit dem neuen Geldspielgesetz wird es Schweizer Start-up-Unternehmen, die ausschliesslich Online-Glücksspiele betreiben, genauso untersagt sein, solche Angebote zu offerieren. Die elektronische Konkurrenz aus dem In- und Ausland wird ausgeschlossen. Ihre Online-Seiten sollen künftig via Netzsperrern blockiert werden. Das ist digitale Abschottung und Internetzensur. Zudem ist zu präzisieren: Mit den Netzsperrern werden nicht die internationalen Online-Anbieter ausgesperrt, sondern Schweizerinnen und Schweizern wird die Nutzung internationaler Angebote technisch erschwert –, obwohl das Spielen auf diesen Seiten auch weiterhin legal ist. Marti irrt wiederum, wenn er den Begriff «widerrechtliche Geldspielanbieter» verwendet. Die Politik hat den Online-Markt bis anhin gar nicht reguliert.

Gelebte Praxis

Mit dem neuen Geldspielgesetz würden Netzsperrern in der Schweiz erstmals gesetzlich verankert. Damit würde ein Präzedenzfall geschaffen, der bei weiteren Kreisen Begehrlichkeiten weckt. So gibt es etwa auch im Bereich des Urheberrechts die Forderung, dass illegal angebotene Musik oder ebensolche Filme via Netzsperrern blockiert werden sollen. So weit darf es und muss es indes nicht kommen. Bessere und

nachhaltigere Lösungen liegen griffbereit auf dem Tisch. So schlagen wir vor, dass grundsätzlich alle – ob Schweizer Casinos, Schweizer Start-ups oder internationale Anbieter – Online-Konzessionen erhalten sollen, solange sie sich an unser Recht halten. Die konzessionierten Anbieter würden mithin ordentlich besteuert und angemessen reguliert werden. Das ist nicht Theorie, sondern gelebte Praxis in den meisten europäischen Ländern. Und das aus gutem Grund: Mit einem liberalen Konzessionierungsmodell wird der Schwarzmarkt klein gehalten. Auch der Staat profitiert von

einer Verwaltungsbehörde erlassen würden. Eine richterliche Beurteilung wird nicht verlangt.

Irritierend ist zudem, dass Marti, der sich als Ethiker bezeichnet, gänzlich beiseite lässt, wer mit dem neuen Geldspielgesetz wirklich schlecht wekommt: Es sind dies die Glücksspielsüchtigen. Diese leiden unter dem Zwang, spielen zu müssen, und ein pathologischer Spieler wird sich von leicht umgeharen Netzsperrern sicher nicht abhalten lassen. Schwer wiegt in diesem Zusammenhang auch, dass die zentralen Anliegen der Spielerschutz-

Organisationen im Gesetzesprozess auf Lobbying-Druck der Casinos über Bord geworfen wurden, namentlich die Präventionsabgabe sowie eine beratende Fachkommission.

Die Nachteile des neuen Geldspielgesetzes liegen also klar auf der Hand. Warum, dürfte sich mancher fragen, fanden bessere und nachhaltigere Alternativen – wie oben beschrieben – keine Berücksichtigung? Bundesrätin Simonetta Sommaruga selbst lieferte hierzu im Parlament die Antwort: «Ich sage es ganz direkt: Die Casinos haben sich hier durchgesetzt.» Die Casinos haben also ganze Arbeit geleistet. Nicht im Sinne der Allgemeinheit, sondern primär für sich selbst – ein Paradebeispiel für schädliche Interessenpolitik in Bundesbern.

Zum Glück aber gibt es das Referendum: Die Jungparteien haben innert hundert

Tagen rund 60 000 Unterschriften gegen das Casino-Gesetz gesammelt. Am 10. Juni hat das Schweizer Volk die Chance, dieses zurück an das Parlament zu schicken. Das Parlament soll eine bessere Vorlage ausarbeiten, die sich an den erfolgreichen europäischen Modellen orientiert. Statt Netzsperrern und Abschottung braucht es gleich lange Spiesse für alle. Auch internationale Anbieter sollen in der Schweiz eine Konzession für Online-Angebote erhalten können. Mit einem solchen System können die inländischen und ausländischen Anbieter nicht nur steuerlich gleich behandelt werden, es erlaubt auch analoge Auflagen betreffend Prävention. Damit wäre für wahr allen geholfen.

Matthias Müller ist Vizepräsident der Schweizer Jungfreisinnigen.



Schädliche Interessenpolitik.

Online-Konzessionen. Durch den grösseren Markt werden höhere Steuererträge generiert als im Beton-Casino-Monopol-Szenario. Nicht zuletzt gewinnen auch die Spielenden, weil sie aus einer grösseren Angebotsvielfalt auswählen können.

Zurück zu den Netzsperrern: Mitnichten ist es so, wie Marti behauptet, dass das Umgehen von Netzsperrern «einige Fachkenntnisse erfordert und nur von einem Bruchteil der Spieler tatsächlich wahrgenommen werden dürfte». Die wichtigsten IT-Branchenverbände wie Swico oder Asut haben dies klargestellt: Netzsperrern sind absolut wirkungsarm und können ohne IT-Wissen innerhalb von wenigen Sekunden problemlos umgangen werden. Aus juristischer Sicht höchst zweifelhaft ist zudem der Umstand, dass die Netzsperrern inskünftig von

Dichtung und Wahrheit in der Bauaffäre

Whistleblower Adam Quadroni ist zum Helden von Medien und Öffentlichkeit geworden. Dabei werden munter Fakten zu Fake News verdreht. An vorderster Front mischeln der Boulevard und ein ehemaliger Bundesrichter. *Von Philipp Gut*

Was für eine süffige Geschichte ist das denn? Es geht um fiese Bösewichte, um korrupte Beamte und Politiker, um dunkle Machenschaften, geheime Absprachen, um Geld in Millionenhöhe – und um einen knorrigen Aussenseiter, der den Kampf mit den Mächten der Finsternis aufnimmt und die Herzen des Publikums im Sturm erobert. Schliesslich, das darf im Drehbuch nicht fehlen, gibt es vor eindrücklicher Gebirgskulisse ein Liebes- und Familiendrama, mit dem Helden in der tragischen Hauptrolle. Faszinierend und emotional packend an der Story ist – aus dramaturgischer Sicht –, dass scheinbar alles mit allem zusammenhängt: Der Held verliert nicht nur seine Firma, sondern am Ende auch sein privates Glück – nicht etwa aus eigenem Verschulden und wie es halt so passieren kann in Familien, sondern weil die dunklen Kräfte gnadenlos auf Rache sinnen.

So ungefähr verläuft die Story um Adam Quadroni, wie sie die Medien und allen voran das Boulevardblatt *Blick* und andere Organe aus dem Hause Ringier erzählen. Quadroni ist der Mann, der – als ehemaliger Mitprofiteur – mit seinem Whistleblowing zur Aufdeckung der Preisabsprachen in der Unterengadiner Bauwirtschaft beitrug. Inzwischen hat die eidgenössische Wettbewerbskommission (Weko) mehrere beteiligte Firmen mit insgesamt 7,5 Millionen Franken gebüsst. Quadronis Bauunternehmen ging 2014 in Konkurs.

Liest man den *Blick* und die *Schweizer Illustrierte (SI)* und überfliegt man den fast schon Buchlänge erreichenden Mehrteiler des Online-Magazins *Republik* über diesen Fall, dann erhält man den Eindruck, dass die Daumenschrauben des Bösen den Helden einfach nicht mehr loslassen. «Im Juni 2017 verliert Quadroni das Wichtigste in seinem Leben: seine drei Mädchen», berichtet der *Blick*, die *Republik* paraphrasierend. Diese wisse, dass Quadronis Frau, eine Ungarin, «keine Lust mehr auf das Leben mit einem Geächteten ohne Geld» gehabt habe. Genauso klingt es in der *SI*: «Er lässt den grössten Bauskandal der Schweiz auffliegen und verliert dabei alles – seine Firma, seine Familie und seinen Ruf», schreibt das Regenbogenmagazin über Adam Quadroni. Er kämpfe nun um seine Töchter.

Im Juni 2017 sei Quadroni «auf Veranlassung seiner Ehefrau von verummten Polizisten überfallartig festgenommen» worden, schreibt die *SI*. Die Gattin habe ein Umfeld vorgefunden, «das es ihr leicht machte, Polizei



Kampf gegen das Böse der ganzen Welt? Whistleblower Quadroni.

und Behörden für ihre Zwecke zu instrumentalisieren». Das ist ein massiver Vorwurf sowohl an die Ehefrau als auch an Polizei und Behörden, der allerdings mit keinem Argument

Die politische Lage passt dem *Blick* offensichtlich nicht in den Kram.

belegt wird. Aber es passt halt so schön ins Bild: alle gegen einen. Der strahlende Held im Existenzkampf gegen das Böse der ganzen Welt, das sich gegen ihn verschworen hat. Eine journalistische Meisterleistung.

Schlimm, schlimmer, SVP

Aber halt, fehlt da nicht noch ein Element? Was wäre ein Schweizer Alpenkrimi ohne die böse SVP, die grösste und bei den Journalisten meistgehasste Partei des Landes? Dumm nur: Die SVP blieb in der Bauaffäre weitgehend unbescholten, wie auch die Linke. Verheerend

war die Affäre vor allem für die BDP. Deren Regierungsratskandidat Andreas Felix, Geschäftsführer des Graubündnerischen Bau- und Holzhandwerksverbandes, der die Absprachen koordinierte, zog seine Kandidatur zurück. Auch CVP-Mann Stefan Engler, Ständerat, Ex-Regierungsrat und Verwaltungsratspräsident einer der von der Weko gebüsst Firmen, ist in die Schusslinie geraten. Ebenso Duri Bezzola, alt Nationalrat der FDP, dessen ehemaliges Bauunternehmen Mitglied des Kartells war und jahrelang von diesem profitierte. Insider nennen Bezzola sogar als einen der früheren Kartellbosse.

Diese politische Lage passt dem *Blick* offensichtlich nicht in den Kram (beziehungsweise ins Weltbild). Politikchefin Sermîn Faki stieg persönlich in den Ring, um das Steuer herumzureissen. «Und es kommt noch schlimmer», kommentierte sie die Vorgänge in Graubünden: «Profitieren könnte ausgerechnet die SVP.» Schlimm, schlimmer, SVP. SVP-Regierungsratskandidat Walter Schlegel spiele

«eine unrühmliche Rolle im Skandal», behauptet der *Blick*. «Polizeibrutalität, Demütigung, Druckversuche – alles geschah unter der Verantwortlichkeit des Polizeikommandanten Schlegel, der nun in die Regierung will.» Das will man im Hause Ringier offenbar mit allen Mitteln verhindern. Als Zeugen der medialen Anklage gegen Schlegel bringt der Bou-

Selbst enge Vertraute sagen, dass die Verhaftung Quadroni nichts mit dem Baukartell-Fall zu tun hat.

levard zwei nicht ganz unverdächtige Zeugen in Stellung: BDP-Präsident Martin Landolt und alt Bundesrichter Giusep Nay. Die Auftritte von Nay, einem landesweit bekannten SVP-Gegner, gipfelten in einem Interview in der *Schweizer Illustrierten*, der er den Gefallen tat, die Frage, ob Schlegel als Regierungskandidat «zurücktreten» müsse, im Sinn der Fragestellerin zu beantworten. Nay wörtlich: «Um eine lückenlose Aufklärung des Baukartellskandals vorzunehmen, wäre ein Vertreter der Baumeister in der Regierung ebenso wenig tragbar gewesen, wie es der Polizeikommandant in Bezug auf den Polizeieinsatz sein kann.» Schlegel muss weg, so die kaum verklausulierte Forderung Nays, dessen Worte als ehemaliger Bundesrichter Gewicht haben.

Chronologische Ungereimtheit

Unter dem medialen Druck hat die Graubündner Regierung beschlossen, den Polizeieinsatz gegen Quadroni zu untersuchen. Dabei sagen selbst enge Vertraute des Whistleblowers, dass dessen Verhaftung – anders als die zitierten Medien insinuierten – nichts mit der Bauaffäre zu tun habe. Erstens gehe diese Theorie schon chronologisch nicht auf, die Verhaftung fand erst Jahre später statt. Zweitens habe es ernstzunehmende Drohungen gegen seine Frau und seine Kinder gegeben. Die Vorstellung, dass die Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) oder die Polizei als verlängerter Arm der Kartellisten gewirkt hätten, sei völlig abwegig.

Trotzdem dürfte der öffentliche Druck auf die Richter des Regionalgerichts, die über die Familiensache entscheiden, hoch bleiben. Neben alt Bundesrichter Nay, der sich lautstark in das laufende Verfahren einmischt, trägt dazu auch eine Internet-Spendensammlung für Adam Quadroni bei. Beinahe täglich melden Medien neue Rekordhöhen. Auch bei den Initianten des Crowdfundings herrscht offensichtlich ein *Gnuusch*: Sie wollen, dass «Herr Quadroni eine lebenswerte Zukunft hat, zusammen mit seinen Töchtern». Das mag man ihm wünschen – wie auch seiner Frau. Bloss: Mit dem Baukartell und dessen Aufdeckung hat dies so viel zu tun wie der Nationalpark in Zerne mit Löwen und Giraffen. ○

Politik

«Die Firma hätte eine Chance gehabt»

Der ehemalige Gemeindepräsident von Scuol, Not Carl, übt Kritik am Vorgehen der Wettbewerbskommission im Unterengadin.

Herr Carl, Sie waren Gemeindepräsident von Scuol und Verwaltungsratspräsident der Firma von Whistleblower Adam Quadroni. Was haben Sie von den Absprachen in der Unterengadiner Bauwirtschaft mitbekommen?

Die beiden Funktionen hatte ich nicht gleichzeitig inne, ich wurde erst Verwaltungsratspräsident, als ich nicht mehr Gemeindevorsteher war. Die Firma Quadroni war immer bekannt dafür, dass sie günstig offerierte. Dadurch drückte sie die Preise in der Region. Darum war ich der Meinung, eine solche Firma sollte man unterstützen.



Not Carl.

Haben Sie damals registriert, dass die Firma Quadroni an den Rand gedrückt wurde?

Ja, darum war ich auch nur ein Jahr lang Verwaltungsratspräsident. Ich habe gemerkt, dass Druck auf die Firma ausgeübt wurde, und legte das Mandat nieder. Als Anwalt behielt ich aber das Domizil der Firma Quadroni bis zu deren Konkurs.

Wie sah dieser Druck aus? Können Sie ein Beispiel nennen?

Ich schrieb etwa einen Leserbrief gegen die Beschneidung der Talabfahrt der Bergbahnen, und als die interessierten Baumeister die Piste besichtigten, wurde der Vertreter von Quadroni gefragt, was er denn hier suche, bei einem solchen Verhalten seines Präsidenten.

Wie beurteilen Sie das Ausmass des Skandals?

Ich bin deprimiert über das, was in den letzten Jahren passiert ist. Man hätte das Problem viel schneller lösen können.

Sie geben der Wettbewerbskommission (Weko) eine Mitschuld daran, dass die Firma von Whistleblower Adam Quadroni in Konkurs ging?

Die Weko schreibt ja selber, sie habe während sechs Jahren Millionen von Seiten gesichtet. Das Verfahren dauerte viel zu lange. Gewisse Entscheide hätte sie schneller fällen müssen, zumal es ja mehrere Selbstanzeigen gab. Dann hätte die Firma Quadroni eine Überlebenschance gehabt. Die Weko hätte wissen müssen, dass die Firma ihres Informanten wichtig gewesen wäre für den Wettbewerb.

Die Weko arbeitet Ihrer Ansicht nach zu bürokratisch?

Im Unterengadin leben 10 000 Leute. Da muss man doch nicht Millionen von Akten sichten, um tätig zu werden. Ich habe mich massiv dafür eingesetzt, dass die Firma Quadroni öffentliche Aufträge erhält. Noch 2014 teilte man uns mit, für die in die Weko-Untersuchung verwickelten Unternehmen gelte die Unschuldsvermutung, dies, obschon ja Selbstanzeigen vorlagen. Andererseits wurde die Firma Quadroni ohne stichhaltige Argumente ausgeschlossen, und bei der Auffanggesellschaft hiess es, diese habe keine Erfahrung, obschon sie ja die ganze Gerät- und Belegschaft der Firma Quadroni übernommen hatte.

Sie befürchten, dass die ganze Affäre längerfristig der Region Unterengadin zum Nachteil gereichen wird.

Vor allem in den sozialen Medien wird landesweit der Eindruck erweckt, das ganze Unterengadin sei irgendwie korrupt, und das stimmt einfach nicht. Es gab einfach ein paar wenige Leute, die nicht wussten, wann es Zeit war, mit diesen betrügerischen Machenschaften aufzuhören. Unter diesem Imageschaden wird nun aber die ganze Unterengadiner Volkswirtschaft leiden, und das ist nicht fair.

Mit welchen spezifischen Schwierigkeiten kämpft das Unterengadin als alpine Randregion?

Die letzten Jahre waren die kritischsten seit dem Zweiten Weltkrieg. Da war die Zweitwohnungsinitiative, und da war die Frankenstärke. Jetzt kämpfen wir um den Erhalt der Wasserzinsen. Es wäre ruinös für die ganze Region und die dezentrale Besiedelung der Schweiz, wenn diese Zinsen nun gesenkt würden.

Wir wollen nicht nur das Negative betrachten. Wo sehen Sie Chancen?

Wir haben in Scuol vor 25 Jahren mit Pioniergeist das erste Wellnessbad der Schweiz gebaut. Nun habe ich das Projekt «Breitbandinternet» auf den Weg gebracht – es bietet die einmalige Chance, dass wir auch im Unterengadin so arbeiten können wie in Zürich Paradeplatz. Für solche Projekte muss man motiviert und optimistisch sein. Die Negativschlagzeilen durch das Weko-Verfahren bedrücken zwar zurzeit die Leute, aber so wie ich die Unterengadiner kenne, werden sie auch das schaffen. *Philipp Gut*

«Mit Moral hat das nichts zu tun»

Haben in der Schweiz Volk und Parlament das letzte Wort, oder ist es die Justiz?
Welche Rolle soll das Bundesgericht in der Schweizer Demokratie wahrnehmen?

Ein Gespräch mit seinem Präsidenten Ulrich Meyer. Von Katharina Fontana und Ruben Wyttenbach (Bild)

Wer vor dem imposanten Bundesgericht in Lausanne steht, spürt die Macht der Justiz. So unnahbar, ja einschüchternd das Gerichtsgebäude auf Mon-Repos, so umgänglich und ohne Allüren ist Ulrich Meyer. Der bald 65-jährige Präsident des Bundesgerichts, ein Pfarrerssohn aus dem Emmental, pendelt derzeit zwischen Lausanne und seinem eigentlichen Arbeitsort in Luzern, wo die beiden sozialversicherungsrechtlichen Abteilungen ihren Sitz haben. Der Sozialdemokrat hat das Schweizer Sozialversicherungsrecht in den letzten Jahrzehnten massgeblich geprägt und sich dabei oft den Zorn von Schadenanwälten zugezogen. So ist es in erster Linie Meyers Verdienst, dass das Bundesgericht seine ausufernde Schleudert trauma-Renten-Praxis aufgegeben hat.

Herr Meyer, seit Anfang 2017 präsidieren Sie das höchste Schweizer Gericht. Dennoch, so wage ich zu behaupten, sind Sie, wie schon Ihre Vorgänger, in der Öffentlichkeit weniger bekannt als so mancher Hinterbänkler im Bundesparlament. Sollte der Präsident des Bundesgerichts nicht eine bedeutendere Rolle spielen?

Das sehe ich anders. Wichtig ist, dass man das Bundesgericht kennt und dass es als Institution funktioniert. Ob man weiss, welche Person jeweils an der Spitze steht, ist dagegen zweitrangig. Ich würde sogar sagen, dass die Personalisierung der Justiz letztlich ihr Ende bedeuten würde.

Warum?

Weil das der Unterschied zwischen Recht und Politik ist: Diese lebt von charismatischen Persönlichkeiten, wogegen der Richter allein dem Recht verpflichtet ist, ohne Ansehen der Person. Ein Richter, der prominent sein will und seine Person in den Vordergrund stellt, ist fehl am Platz.

Das Verhältnis von Politik und Justiz gibt von jeher zu reden. Schaut man sich die Situation in der Schweiz an: Wie mächtig ist die Justiz?

Es sind vier grosse Prinzipien, auf denen die schweizerische Eidgenossenschaft gemäss der Bundesverfassung beruht: Demokratie, Rechtsstaat, Föderalismus und Sozialstaat. Von diesen vier Prinzipien ist das demokratische Prinzip wohl das stärkste. Das zeigt sich namentlich darin, dass die Schweiz auf Bundesebene keine Verfassungsgerichtsbarkeit hat und sich das Bundesgericht an



«Ich und das Dossier»: Bundesgerichtspräsident Meyer.

Gesetze und Staatsverträge halten muss, die das Parlament und eventuell das Volk gutgeheissen haben. Um Ihre Frage zu beantworten: Die Macht der Justiz ist durch die Demokratie begrenzt.

Montesquieu prägte das Bild, dass der Richter nicht mehr sein dürfe als der «Mund des Gesetzes». Inwieweit trifft diese Rollen-

verteilung heute in der Schweiz noch zu? Kritiker bemängeln, dass sich das Bundesgericht immer mehr als Herrscher der Rechtsordnung verstehe.

Sie sprechen den Kern unserer Funktion als Bundesrichter an. Das Bild der Gewaltenteilung, wie sie in der Formulierung Montesquieus zum Ausdruck kommt, trifft für unser

Rechtssystem voll und ganz zu. Nach schweizerischer Staatsauffassung ist der Gesetzgeber der Stratege: Er sagt, in welche Richtung es geht. Und der Richter ist der Taktiker, der die Ziele des Gesetzgebers erreichen und umsetzen muss, wie dies der frühere Zürcher Zivilrechtsprofessor Arthur Meier-Hayoz treffend formuliert hat. Das heisst, dass wir als Bundesrichter eine zudienende Funktion ausüben, keine politisch-gestaltende. Unsere Aufgabe ist es, die gesetzliche Klaviatur zum Klingen zu bringen.

Wie weit ein Richter bei der Interpretation von Rechtsnormen gehen kann, ist umstritten. Im amerikanischen Supreme Court gibt es die Originalisten, die die Verfassung strikt wortgetreu verstanden wissen wollen, und ihre Gegenspieler, welche die Verfassung als *living instrument* verstehen. Gibt es solche unterschiedlichen Denkschulen auch am Bundesgericht?

Das Bundesgericht ist kein Verfassungsgericht wie der Supreme Court, man kann die beiden Institutionen nicht miteinander vergleichen. Nach unserem System ist klar, dass wir die Rechtsordnung nicht durch direkte Berufung auf die Bundesverfassung aus den Angeln heben dürfen. Eine andere Auffassung vertritt der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte, der die Garantien der Menschenrechtskonvention zu schützen hat. Diese Konvention ist an sich ein Staatsvertrag, der Gerichtshof betrachtet diesen Staatsvertrag aber als *living instrument* – als eine Vereinbarung, die man dynamisch auslegen kann...

...was in den einzelnen Staaten immer wieder für Unmut sorgt.

Das mag sein. Und doch ist der Menschenrechtsgerichtshof im Kern eine epochale Errungenschaft. Das Bundesgericht hat eine andere Optik als das Strassburger Gericht.

Der Strassburger Gerichtshof versteht sich als das Gewissen Europas. Was befähigt einen Richter dazu, als Gewissen aufzutreten? Warum soll er dazu besser in der Lage sein als die Bürgerinnen und Bürger?

Das Gericht als Gewissen – das entspricht nicht meinem Richterbild. Für mich ganz entscheidend ist der Grundsatz der richterlichen Zurückhaltung und Bescheidenheit. Ich muss die Aufgabe, die mir Verfassung und Gesetz zuweisen, erfüllen. Das ist eine rein rechtliche Aufgabe. Mit Moral hat das nichts zu tun.

In den Fokus der politischen Aufmerksamkeit geraten ist das Bundesgericht 2012, als eine seiner Abteilungen in einem umstrittenen Urteil zum Schluss kam, dass die Menschenrechtskonvention der Verfassung vorgehe. Seither weiss man

nicht mehr recht, was im Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht eigentlich gilt und wer das letzte Wort hat. Können Sie zur Klarheit beitragen?

Das Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht ist gegenwärtig Gegenstand einer Initiative...

...der Selbstbestimmungsinitiative der SVP, die als Reaktion auf das erwähnte Urteil lanciert wurde.

Genau. Die Initiative ist derzeit in den eidgenössischen Räten hängig, irgendwann wird es darüber eine Volksabstimmung geben. Die Frage des Verhältnisses von Völkerrecht und Landesrecht befindet sich also auf der politischen Ebene, und der Bundesgerichtspräsident greift in diese Debatte nicht ein. Wir warten ab und schauen, was geschieht.

Dann versuche ich es mit einer anderen Frage: Als der Ständerat jüngst über die Selbstbestimmungsinitiative diskutierte, waren sich die Ratsmitglieder im Unklaren darüber, ob die Schubert-Praxis des Bun-

«Wir haben ein einzigartiges System: Wir sind politisch gewählt, urteilen aber nicht politisch.»

desgerichts noch gilt – also die Möglichkeit des Parlaments, in einem Gesetz bewusst von einem Staatsvertrag abzuweichen. Gilt die Schubert-Praxis noch?

Auch diese Frage würde zu einer inhaltlichen Diskussion über das Thema Völkerrecht und Landesrecht führen. Ich kann und will mich dazu im Moment nicht äussern.

Der erwähnte Entscheid von 2012 hat bei Politikern für Unmut gesorgt. In der Folge erhielten die für das Urteil verantwortlichen Bundesrichter bei der Wiederwahl in der Bundesversammlung deutlich weniger Stimmen als ihre Kolleginnen und Kollegen. Braucht es ein anderes Wahlsystem?

Das muss der Gesetzgeber entscheiden. Nur so viel: Dass die Bundesrichter einer politischen Partei angehören und auf Vorschlag der Gerichtskommission von der Bundesversammlung gewählt werden, hat sich bewährt. Unser Wahlverfahren garantiert, dass man als Bundesrichter nicht abhebt. Letztlich haben wir ein einzigartiges Rechtssystem: Wir sind politisch gewählt, urteilen aber nicht politisch.

Unter Juristen gibt es immer wieder böse Zungen, die behaupten, dass am Bundesgericht zu wenig exzellente Köpfe wirkten. Tatsache ist, dass gemäss Gesetz so gut wie jeder zum Bundesrichter gewählt werden könnte.

Das trifft zu, wobei in der Praxis natürlich alle 38 amtierenden Richterinnen und Richter erfahrene Juristen sind. Anders als in an-

deren Ländern gibt es in der Schweiz keine Richterliste, keinen geschlossenen Richterstand und keine Richterlaufbahn. Das ist so gewollt und entspricht der demokratischen Tradition der Schweiz. Die vielfältige berufliche Erfahrung der Bundesrichter – einige waren früher Kantonsrichter, andere Anwälte, Professoren oder Verwaltungsjuristen – sorgt für eine Durchmischung der Meinungen. Und das ist gut so.

Das Bundesgericht klagt, es sei zu stark belastet. Seit der letzten grossen Justizreform, die das Bundesgericht entlasten sollte, ist es aber erst elf Jahre her. Was läuft falsch?

Die Justizreform, von der Sie sprechen, hat sicherlich eine Besserung bewirkt. Doch sie ging zu wenig weit. So ist es heute beispielsweise immer noch möglich, wegen einer blossen Busse, die schon von zwei unabhängigen Gerichten bestätigt wurde, vor Bundesgericht zu ziehen. Das muss sich ändern. Wir haben heute in Lausanne und Luzern jährlich über 8000 neu eingereichte Fälle – so geht es nicht weiter.

Der Bundesrat hat auf den Appell reagiert und dürfte demnächst eine Revision des Bundesgerichtsgesetzes verabschieden. Kritische Stimmen wenden ein, dass das Bundesgericht den Rechtsschutz einschränken möchte. Was sagen Sie?

Es handelt sich keineswegs um eine Abbauvorlage. Vielmehr möchten wir einerseits den Weg ans Bundesgericht öffnen in Bereichen, die bisher ausgeschlossen waren. Andererseits wollen wir uns stärker auf rechtliche Grundsatzfragen konzentrieren. Das ist unabdingbar. Sonst ist es uns nicht länger möglich, unsere Aufgabe als oberstes Gericht bezüglich der Qualität der Urteilsbegründungen zufriedenstellend zu erfüllen. An kaum ein anderes nationales Höchstgericht kann man derart ungefiltert gelangen wie ans Bundesgericht, kaum ein anderes hat 8000 Fälle!

Ein Bundesrichter hat mir erzählt, dass er über die Abgeschiedenheit auf Mon-Repos überrascht gewesen sei. Während der ersten Tage im Amt habe er weder Anrufe noch E-Mails erhalten und sich gefragt, ob es vielleicht ein Problem mit der Infrastruktur gebe. Doch dem war nicht so. Ist man als Bundesrichter sehr einsam?

Die juristische Arbeit, wenn man an einem Dossier arbeitet, ist zwangsläufig etwas einsam. Man kann einen Fall ja nicht lösen, indem man sich mit Kollegen austauscht oder in der Cafeteria sitzt. Es gilt: «Ich und das Dossier». Dennoch: Richter und namentlich Bundesrichter sein ist der schönste Beruf, den es gibt, er spiegelt die ganze Lebenswirklichkeit wider. Zumindest gilt das für mich: Ich bin seit 31 Jahren am Bundesgericht tätig, und mir war an keinem einzigen Tag langweilig. ○

Operation Ständerat

Der Walliser CVP-Politiker Yannick Buttet musste im letzten Jahr wegen Stalking-Vorwürfen als Nationalrat untendurch und abtreten. Jetzt kämpft er sich zurück.

Von Hubert Mooser

Es war eine kleine Einladung mit grosser Wirkung. Der frühere Nationalrat Yannick Buttet hatte sie verschickt, er lud damit Freunde und Bekannte zu einem Raclette-Plausch im September ein. «Ich habe in den letzten Jahren jeweils im Januar ein Raclette-Essen organisiert, als Dankeschön an alle, die mich unterstützt haben», erklärt der Politiker. Diesmal musste er im Januar aber passen.

Die Stalking-Vorwürfe einer früheren Geliebten und anonym vorgebrachte Anschuldigungen von Parlamentarierinnen wegen ungebührlichen Verhaltens unter Alkoholeinfluss zwangen Buttet im Dezember 2017 zum Rücktritt aus dem Nationalrat. Er tat öffentlich Busse und unterzog sich einer Alkohol-Entziehungskur. Nun ist er zurück und will das Raclette-Essen mit seinen Freunden nachholen.

Amüsiert erzählt Buttet, wie diese harmlose Einladung im politischen Wallis Aufregung verursacht hat. Daran ist er allerdings nicht ganz unschuldig. Maliziös hatte er auf der Einladung den Satz platziert: «In der Politik ist man erst am Ende, wenn man tot ist.» Der Spruch machte schnell die Runde. Es wurde hin und her telefoniert, Kurznachrichten wurden ausgetauscht. Viele interpretierten den Satz als Hinweis dafür, dass der Ex-Nationalrat seine politischen Ambitionen noch nicht begraben habe. Buttet selber sagt dazu, er habe für sich noch nicht entschieden, ob er weiter auf die Karte Politik setzen wolle. Zuerst wolle er den Ausgang des Verfahrens abwarten, das seine Ex-Geliebte gegen ihn in Gang gesetzt habe.

Öffentliche Entschuldigung

Denn mit dem Rücktritt aus dem Nationalrat ist die Geschichte für Buttet noch nicht zu Ende. Er hat eine Anzeige am Hals, weil er in einer Novembernacht im Jahr 2017, nach einem feuchtfröhlichen Abend bei seiner Ex-Geliebten so lange Sturm läutete, bis diese die Polizei alarmierte. Die Beamten griffen Buttet vor dem Haus der Frau auf. Die Zeitung *Le Temps* machte die Episode publik, zitierte anonym weitere Frauen, die Buttet belästigt haben soll, und leitete so den Sturz des Politikers ein. Ob die Vorwürfe gegen Buttet für eine Verurteilung reichen, klärt die Walliser Justiz derzeit ab. Doch egal, wie das Verdikt lauten wird: Buttets Ruf ist beschädigt.

Darum ist es für den Walliser CVP-Politiker vor allem wichtig, seinen Zuhörern glaubwürdig zu signalisieren, dass er seine Lektion

gelernt hat. Buttet amtet weiterhin als Gemeindepräsident von Collombey-Muraz – ob schon SP und Grüne ihn zum Rücktritt drängen wollten. Ende März gab er vor dem Gemeindeparlament eine Erklärung ab, seither reden auch seine Gegner nicht mehr von Rücktritt. Er hatte sich für diesen Auftritt gut vorbereitet, entschuldigte sich noch einmal öffentlich bei allen für seine Verfehlungen und betonte am Schluss, er sei nicht das Monster, zu dem man ihn gemacht habe. Der Auftritt war für Buttet ein wichtiger Schritt zur Rehabilitierung. Zwei Wochen vorher hatte ihm bereits die Branchenorganisation der Walliser Obst- und Gemüseproduzenten ihr Vertrauen ausgesprochen. Buttet wurde als Präsident problemlos wiedergewählt.

Schaulaufen mit Kühen

Der CVP-Mann wagt sich auch auf neues Terrain vor. Der Basketballklub BBC Monthey – die «sangliers», Wildschweine, wie sie sich selber nennen – wählten den CVP-Politiker kürzlich zu ihrem Vorsitzenden. Der Nationalliga-A-Klub war pleite. In letzter Minute fand man einen Geldgeber und mit Yannick Buttet einen neuen Präsidenten. Buttet hat zwar keine Ahnung von Basketball, wie er selber zugibt, er soll aber den Klub wieder flottmachen. «Der BBC Monthey ist für die ganze



Raclette mit Freunden: CVP-Paria Buttet.

Region und den Kanton ein wichtiges Aushängeschild», meint Buttet. «Darum ist es wichtig, dass dieser Traditionsverein in Zukunft überlebt.»

Vor rund zwei Wochen folgte ein vielbeachteter Auftritt des CVP-Politikers beim Nationalen Finale der Eringerrasse. Die Arena im Unterwalliser Aproz, wo der Anlass alljährlich stattfindet, ist nicht bloss der Schauplatz für Kuhkämpfe, sondern dient ambitionierten Politikern auch zum Schaulaufen. Wer in der Walliser Politik Karriere machen will, sollte in Aproz besser nicht fehlen. Im Publikum sassen Leute, die zusammen mit Buttet in Bundesbern gewesen waren – etwa CVP-Nationalrätin Géraldine Marchand-Balet, Staatsrat Christophe Darbellay oder auch SVP-Nationalrat Jean-Luc Addor. Und die dürften sich so ihre Gedanken über Buttets Anwesenheit gemacht haben.

Addor sieht sich in seiner Meinung bestärkt, dass für Buttet die «Operation Rückkehr» angelaufen sei. «Mangels zugkräftiger Alternativen könnte die Partei gezwungen sein, für den Ständerat auf ihr früheres Zugpferd Yannick Buttet zurückzugreifen», mutmasst der SVP-Nationalrat. Denn 2019 hört CVP-Ständerat Jean-René Fournier auf. Buttet war als Nachfolger gesetzt, bevor er über die Stalking-Geschichte stolperte. Jetzt steht die Walliser CVP vor der Frage, wer den Sitz von Fournier verteidigen soll. Die Liste der möglichen Kandidaten ist zwar lang, doch keiner hat die Zugkraft, die einst Wahlkämpfer Buttet besass.

Keine ewige Verdammnis

Buttet habe ohne Zweifel ein grosses Potenzial, sagt ein hoher Walliser CVP-Vertreter. Allerdings müsse man sich fragen, ob eine Ständeratskandidatur 2019 nicht zu früh komme. Er glaube nicht, dass die Walliser CVP Buttet für die Ständeratswahl auf dem Radar habe. Tatsächlich besteht für die CVP das Risiko, dass die unrühmliche Stalking-Geschichte wieder aufgewärmt werden und dies der Partei schaden könnte. Ob die Wähler Buttet die Rolle des reuigen Sünders abnehmen würden, ist ungewiss. Christophe Darbellay haben sie einen Seitensprung mit Folgen verziehen: Trotz eines unehelichen Kindes wurde er in die Walliser Regierung gewählt. Im katholischen Wallis gibt es in der Politik keine ewige Verdammnis – das weiss auch Buttet. Aber reicht es für ein erfolgreiches Comeback? ○

Bis zu
84%
Rabatt!

Jetzt profitieren und gewinnen!

1. Preis 1 x Masterpiece AIKON Skeleton im Wert von Fr. 5600.–
2. und 3. Preis je eine AIKON Chrono Automatik im Wert von Fr. 2690.–
4. und 5. Preis je eine AIKON Lady Quartz im Wert von Fr. 950.–

Grosser
Wettbewerb
Gesamtwert von
Fr. 12860.–

MAURICE **M** LACROIX
Manufacture Horlogère Suisse



www.abo24.ch

Wir wünschen Ihnen
viel Glück!



53%
sparen

Talentierte Fotoreporter
im Dienste aussergewöhn-
licher Bilder. 2 Ausgaben
für nur Fr. 15.–
statt Fr. 32.–*



39%
sparen

Das führende Schweizer
Automagazin: unabhängig,
kompetent und fundiert.
4 Ausgaben
für nur Fr. 19.–
statt Fr. 31.20*



70%
sparen

Eine Zeitung für Basel, aus
Basel und in Basel.
30 Ausgaben
für nur Fr. 32.–
statt Fr. 105.–*



7%
sparen

Mit Bergwelten die Schön-
heit der Natur entdecken.
3 Ausgaben
für nur Fr. 25.–
statt Fr. 27.–*



41%
sparen

Das führende Magazin für
Bio- und Naturgarten
3 Ausgaben
für nur Fr. 15.–
statt Fr. 25.50*



72%
sparen

Blick – der Blick der
Schweiz. 50 Ausgaben
für nur Fr. 35.–
statt Fr. 125.–*



31%
sparen

Die andere Sicht.
17 Ausgaben
für nur Fr. 99.–
statt Fr. 144.50*



43%
sparen

Unterhaltsam, spannend
und nützlich. 13 Ausgaben
für nur Fr. 29.–
statt Fr. 50.70*



42%
sparen

Das Magazin über das
Leben mit Enkelkindern.
10 Ausgaben
für nur Fr. 55.–
statt Fr. 95.–*



58%
sparen

Inspiration für Ihr
Zuhause. 5 Ausgaben
für nur Fr. 20.–
statt Fr. 47.50*



49%
sparen

Jeden Tag geniessen
mit alltagstauglichen
Rezepten. 4 Ausgaben
für nur Fr. 20.–
statt Fr. 39.–*



49%
sparen

Grösste unabhängige Koch-
zeitschrift der Schweiz.
Raffiniert, einfach & schnell.
4 Ausgaben
für nur Fr. 20.–
statt Fr. 39.–*



47%
sparen

Fachzeitschrift rund um
Computer, Smartphone &
Co. 6 + 1 Ausgaben +
6 Data Security
für nur Fr. 25.–
statt Fr. 39.50*



39%
sparen

Die meistgelesene People-
zeitschrift der Schweiz.
13 Ausgaben
für nur Fr. 39.–
statt Fr. 63.70*



23%
sparen

Das Magazin über das
gute Leben auf dem
Land. 6x die LandLiebe +
2x BergLiebe
für nur Fr. 39.–
statt Fr. 64.–*



50%
sparen

SonntagsBlick –
Keiner bringt's wie wir.
13 Ausgaben
für nur Fr. 29.–
statt Fr. 58.50*



60%
sparen

Relevante News und
intelligente Unterhaltung.
10 Ausgaben
für nur Fr. 20.–
statt Fr. 50.–*



84%
sparen

Die grösste abonnierte
Tageszeitung der
Schweiz. 30 Ausgaben
für nur Fr. 20.–
statt Fr. 129.50*



33%
sparen

Das aktuellste
wöchentliche TV-
Magazin der Schweiz.
13 Ausgaben
für nur Fr. 39.–
statt Fr. 58.50*



65%
sparen

Mehr Lesespass für
die ganze Familie.
12 Ausgaben
für nur Fr. 25.–
statt Fr. 72.–*



53%
sparen

Für Ihren Umbau nach
Plan. 5 Ausgaben
für nur Fr. 20.–
statt Fr. 42.50*



58%
sparen

Wir begleiten Sie beim
Elternsein. 4 Ausgaben
für nur Fr. 20.–
statt Fr. 48.–*



41%
sparen

Die grosse Reise-
freiheit. 4 Ausgaben
für nur Fr. 20.–
statt Fr. 34.–*



33%
sparen

Das Magazin für Menschen
mit Lebenserfahrung.
5 Ausgaben
für nur Fr. 20.–
statt Fr. 30.–*

Ihr Profitier- und Gewinncoupon

Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und dabei bis zu
84% sparen. Zusätzlich nehme ich automatisch am Gewinnspiel teil!

Bitte gewünschte/r Titel ankreuzen:

- | | | |
|--|---|---|
| <input type="checkbox"/> Animan | <input type="checkbox"/> Grosseltern-Magazin | <input type="checkbox"/> SonntagsZeitung |
| <input type="checkbox"/> auto-illustrierte | <input type="checkbox"/> Das Ideale Heim | <input type="checkbox"/> Tages-Anzeiger |
| <input type="checkbox"/> BaslerZeitung | <input type="checkbox"/> Kochen | <input type="checkbox"/> TELE |
| <input type="checkbox"/> Bergwelten | <input type="checkbox"/> LE MENU | <input type="checkbox"/> Tierwelt |
| <input type="checkbox"/> Bioterra | <input type="checkbox"/> PCTipp | <input type="checkbox"/> Umbauen und Renovieren |
| <input type="checkbox"/> Blick | <input type="checkbox"/> Schweizer Illustrierte | <input type="checkbox"/> wir eltern |
| <input type="checkbox"/> Die Weltwoche | <input type="checkbox"/> Schweizer Landliebe | <input type="checkbox"/> Wohnmobil |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost | <input type="checkbox"/> SonntagsBlick | <input type="checkbox"/> Zeilupe |

Ich wähle 2 Probeabos und erhalte somit einen
10-Franken-Gutschein von Migros.

Vorname

Name

Strasse, Nr.

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Oder schneller gehts unter:

www.abo24.ch

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich

Teilnahmebedingungen: Jeder Bestelltalon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsteilnahme auch kostenlos unter www.abo24.ch. Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnahmeberechtigt sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmer werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmer erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmer können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Der Preis kann nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Über den Wettbewerb und die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmeabschluss ist der 31.12.2018.





Enormer Kostenfaktor: Strafverfolgerin Del Ponte.

Gefeiert, gefürchtet, gescheitert

Die ehemalige Uno-Chefanklägerin Carla Del Ponte veröffentlicht diese Woche ein Buch. Statt den Opfern von Menschenrechtsverletzungen widmet sich die 71-jährige jetzt wieder dem Golfspiel.
Von Christoph Mörgele

«Carla Del Ponte rechnet mit der Uno ab.» Diese Zusammenfassung eines Gesprächs mit Radio SRF erstaunt. Denn die erklärte Internationalistin hat früher geäussert, sie sei «sehr froh» gewesen, «als die Schweiz wenigstens der Uno beitrug». Doch jetzt behinderten die Vereinten Nationen und überhaupt die internationale Politik, dass Kriegsverbrecher zur Rechenschaft gezogen würden. Letzten Oktober ist Carla Del Ponte als Uno-Bevollmächtigte für Menschenrechtsverletzungen in Syrien zurückgetreten. Und zwar unter Absingen wüster Lieder. Wie immer in ihrer Karriere hielt sie auch bei diesem Scheitern eine Begründung bereit: Im Uno-Sicherheitsrat herrsche keinerlei Wille, ein internationales Gericht zu schaffen und die unermesslichen Verbrechen zu ahnden.

Nun hat Carla Del Ponte ein Buch mit dem Titel «Im Namen der Opfer» geschrieben. «Im Buch ist die Wahrheit von allem, was geschehen ist», verkündet die Autorin, die für ihre Reisen

öfter den Bundesratsjet in Anspruch genommen hat. Die Grausamkeit der Verbrechen in Syrien, so betont Del Ponte, übersteige den Völkermord in Ruanda und die Jugoslawienkriege. Schon ein flüchtiger Faktencheck ergibt, dass diese Behauptung bezüglich Ruanda sicher falsch, betreffend Jugoslawien zweifellos richtig ist. Bemerkenswert offen räumt die ehemalige Strafverfolgerin aber auch ein, dass gegen die Verdächtigen weiter ermittelt werden müsste: «Mit den bisher gesammelten Beweisen können sie heute nicht angeklagt werden.»

Liebling der Medien

Dieser Satz zieht sich wie ein roter Faden durch das bewegte Leben der Berufsanklägerin. Sie ist ein reines Produkt ihrer eigenen PR-Maschinerie. Ihren Rücktritt nach fünfjähriger Tätigkeit als Uno-Sonderermittlerin kündigte sie im Boulevardblatt *Blick* an. Zeitgerecht mit der Buchpublikation gab sie der

Schweizer Illustrierten ein Interview. Jawohl, sie ginge dem syrischen Machthaber persönlich an den Kragen, wenn die Uno sie nur machen liesse: «Ich würde Assad einen schönen Prozess machen.» Weil die politisch Mächtigen wegsähen, habe sie das Buch geschrieben und spiele jetzt nur noch Golf. Auch die detaillierte Schilderung von Gräueln an Kindern verbindet sie unverfroren mit Persönlichem: «An der Grenze zu Syrien habe ich wieder angefangen zu rauchen.» Ihr Buch wird bei der Ankündigung einer Lesung im Zürcher Kaufleutensaal als «Literatur» vorgestellt, sie selber sei «unerschrocken», «weltbewegend», kurz «eine der mächtigsten Frauen der Welt».

Ihre Vorwürfe ans höchste aller internationalen Gremien verbindet Carla Del Ponte mit solchen an ihr Heimatland. Sie will wissen, dass in Syrien Schweizer Waffen zum Einsatz kommen. Wie so oft nennt sie lediglich «Indizien» und muss umgehend anfügen: «Aber

wir können es nicht beweisen.» Dennoch fordert sie ein Verbot der Schweizer Waffenexporte. Solche Töne kommen an, speziell beim Publikum links der Mitte und bei den Journalisten. Vor allem das Schweizer Radio und Fernsehen sowie die Ringier-Medien liegen der forschenden Juristin seit Jahren zu Füssen. 2007 überreichte man ihr nach sorgfältiger Vorauswahl den Swiss Award in der Sparte Politik.

Nichts als Flops

Dabei war Carla Del Ponte damals als Chefanklägerin des Internationalen Strafgerichtshofes für die Kriegsverbrechen in Ex-Jugoslawien und für den Völkermord in Ruanda vollständig gescheitert. Das Haager Tribunal endete mit einem Freispruch für den serbischen Milizenführer Vojislav Seselj. Als dieser sich 2003 freiwillig stellte, verfügte die Chefanklägerin Carla Del Ponte noch nicht einmal über eine Anklageschrift. Im Prozess gegen Slobodan Milosevic verzettelte sie sich heillos in 66 Anklagepunkten und weigerte sich, einzelne davon gesondert vor Gericht zu bringen. Milosevic verstarb ohne Urteil, und auch bei allen andern Angeklagten erfuhren die Opfer keine Gerechtigkeit. Infolge einer Umstrukturierung musste die Schweizerin ihr Chefklägeramt für Ruanda ziemlich unrühmlich abgeben. 2008 sorgte sie für fette Schlagzeilen mit der Behauptung, führende Politiker

hätten sich im Kosovo an einem schwunghaften Organhandelring beteiligt. Das Kriegsverbrechertribunal widersprach offiziell: Die Unterstellung sei «unverantwortlich», «unwürdig» und entbehre jeder Grundlage.

In den neunziger Jahren brachte Carla Del Ponte als Schweizer Bundesanwältin während ihrer fünfjährigen Amtszeit keine einzige relevante Anklage zustande. Sie hat zusammen mit ihrem Zögling Valentin Roschacher ausgerechnet den Drogenkriminellen und Lügner Ramos als Kronzeugen im Fall Salinas aufgeboten. Im September 1994 befahl sie die Verhaftung einer IKRK-Delegierten im Zusammenhang mit Anschlägen des Top-Terroristen «Carlos». Allerdings zu Unrecht, weshalb ihr der Bund 37 600 Franken bezahlen musste. Im gleichen Jahr unternahmen die Bundesanwaltschaft plus eine zwölfköpfige Eskorte der Zürcher Kantonspolizei überfallartig eine Hausdurchsuchung in den Redaktionsräumen der *Sonntagszeitung* und in der Privatwohnung eines Journalisten. Das Blatt hatte vertrauliche Berichte der Bundesanwaltschaft über die Tätigkeit der Islamischen Heilsfront (FIS) veröffentlicht. Trotz dieser an den *Spiegel*-Überfall von Franz Josef Strauss gemahnenden Überreaktion blieb Del Ponte mediales

Hätschelkind. 1995 blies sie den Fall von Friedrich Nyffenegger («Mischler-Fritz») zu einem international aufgezogenen Spionage- und Bestechungsskandal auf. Der Oberst wurde weitgehend rehabilitiert und kassierte lediglich bedingte Strafen.

Nach Argentinien abgeschoben

Ihre spektakulären Misserfolge begründete Carla Del Ponte jeweils mit dem angeblichen Mangel an Ressourcen. Indem sie dunkel eine hierzulande grassierende organisierte Kriminalität antönte, erreichte sie den späteren explosiven Ausbau der Strafverfolgungsbehörden. Für die Zeit nach ihrer Tätigkeit in Den Haag hatte sie sich vertraglich ausbedungen, zu den früheren Bedingungen wieder in den Bundesdienst zurückkehren zu dürfen. Ihre Wiedereingliederung stiess 2008 in Bern allerdings auf erheblichen Widerstand. Da man die laut und energisch auftretende «Tessiner Saftwurzel» (*Schweizer Illustrierte*) aber fürchtete, schob man sie schliesslich bis zu ihrer Pensionierung auf einen Botschafterposten in Argentinien ab.

Nach einem misslungenen Bombenattentat der Mafia von 1989 in Sizilien unternahm Carla Del Ponte bis 2011 kaum mehr einen Schritt ohne Leibwächter. Die baulichen und personellen Kosten für ihren Personenschutz gingen in die Millionen. Bei keinem andern Bundesbeamten gab es jemals eine vergleichbare Differenz zwischen Aufwand und Ertrag. Über ihr Privatleben gibt sie jeweils nur gerade so viel preis, um interessant zu wirken, gleichzeitig aber auch den Schleier des Geheimnisses nicht zu lüften. Dem *People-Magazin* «Glanz & Gloria» gewährte sie Einblick in ihre Lebensgewohnheiten samt Nanny-Diensten für die Enkelkinder. Del Ponte ist zweimal geschieden; Sohn Marco Cacciamognaga arbeitet als administrativer Leiter des Filmfestivals Locarno, die Schwiegertochter als Fotografin. «Ich war früher RennfahrerIn», betont die Ex-Diplomatin, welche Rasanzen und Tempo immer der exakten Kleinarbeit vorgezogen hat. Jus habe sie bloss studiert, «weil es das kürzeste Studium war». Ihr ganzes Leben, meint sie in eigener Sache, habe der Verfolgung verdächtiger Straftäter gegolten. «Jetzt habe ich diese Möglichkeit nicht mehr und sollte schweigen.» Wer wollte ihr da widersprechen?



Beim Ruanda-Tribunal.

Wie so oft, nennt sie lediglich Indizien: «Aber wir können es nicht beweisen.»

Aufwand und Ertrag. Über ihr Privatleben gibt sie jeweils nur gerade so viel preis, um interessant zu wirken, gleichzeitig aber auch den Schleier des Geheimnisses nicht zu lüften. Dem *People-Magazin* «Glanz & Gloria» gewährte sie Einblick in ihre Lebensgewohnheiten samt Nanny-Diensten für die Enkelkinder. Del Ponte ist zweimal geschieden; Sohn Marco Cacciamognaga arbeitet als administrativer Leiter des Filmfestivals Locarno, die Schwiegertochter als Fotografin. «Ich war früher RennfahrerIn», betont die Ex-Diplomatin, welche Rasanzen und Tempo immer der exakten Kleinarbeit vorgezogen hat. Jus habe sie bloss studiert, «weil es das kürzeste Studium war». Ihr ganzes Leben, meint sie in eigener Sache, habe der Verfolgung verdächtiger Straftäter gegolten. «Jetzt habe ich diese Möglichkeit nicht mehr und sollte schweigen.» Wer wollte ihr da widersprechen?



Carla Del Ponte: Im Namen der Opfer. Das Versagen der Uno und der internationalen Politik in Syrien. Giger. 200 S., Fr. 31.90

Nachruf



Autorin Pfluger.

Elisabeth Pfluger (1919–2018) — Die Lehrerin und Volkskundlerin, Tochter eines Ammanns und Wirtes der Gaststätte «Zum Pflug» in Härkingen, kannte den Jurasüdfuss ab «Olten isch zmitts» (Buchtitel) über das Gäu bis hin

zum Bucheggberg und das Schwarzbubenland via die feinsten binnenmundartlichen Differenzierungen der Dorf- und Stadtmundarten. Nicht nur erklärte sie dörfliche Necknamen wie die «Wulesöi» von Hägendorf oder die benachbarten «Chropftuube» von Neuendorf. Über moderne Entwicklungen war sie ebenfalls im Bild. «I de Sprooch hei d Oltner vo allne öppis. Drum seit me vonere gschäggete Sprooch, es sig Oltner Bahnhofbuffet-Dütsch.»

Geprägt wurde die schalkhafte Erzählerin, die 97-jährig noch wöchentlich Lesungen bestritt, von ihrem einstigen Seminarlehrer, dem Solothurner Mundartapostel Josef Reinhart (1875–1957) – aber ohne dessen umstrittene Schollentreue. Ihre unterhaltsam-präzise Monografie über die Solothurner Ortschaften, «Vill Haag und weeni Garte» (1990), ist ein in bichselscher Verknappung gehaltenes Meisterwerk für «Identität durch Geschichten»: genauestens recherchiert und nicht ohne Schalk berichtet. Ihre Standardwerke «Solothurner Sagen» (1972) und «Solothurner Geistersagen» (1986) sind exakter erzählt als Sammlungen aus dem 19. Jahrhundert, dafür erhielt sie den Solothurner Kulturpreis. Die Geschichte der Teufelssage um den monumentalen Schalenstein von Lüterswil ist ein mittelländischer Anklang an den Mythos um den St. Gotthard.

Bis zu den Solothurner Literaturtagen hat sich der Ruf der einheimischen «Schwester Grimm» jedoch nicht herumgesprochen. Es genügt, dass ihr sprachlich hochstehendes Lebenswerk vielleicht noch konsultiert und sogar gelesen wird, wenn manche Tagesgrösse des Literaturbetriebs vergessen sein wird. Getrübt wurde der Lebensabend der quicklebendigen Grande Dame der Deutschschweizer Volkskunde durch den Entzug der Fahrerlaubnis mit 97 Jahren. Aus Sicht der unverwüstlichen einstigen Käfer-Pilotin habe dafür kein Anlass bestanden. *Pirmin Meier*

Party-Stadt Bagdad

Zwar explodieren in der Hauptstadt des Irak noch immer gelegentlich Bomben, doch im Vergleich zu den vergangenen fünfzehn Jahren des Bürgerkriegs herrscht heute eine entspannte Atmosphäre. *Von Borzou Daragahi und Andrea DiCenzo (Bilder)*



Domino spielen, Schischa rauchen: Café «Beirut» am Tigris-Ufer.

Als Teenager durfte Zeinab Mohamed nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr aus dem Haus. Bagdad war einfach zu gefährlich, Bombenanschläge, Überfälle und Entführungen waren an der Tagesordnung. Nach der Schule beeilte sie sich, nach Hause zu kommen, und bis zum nächsten Morgen setzte sie keinen Fuss vor die Tür. Als sie vor zehn Jahren ihren Studienabschluss machte, wäre die Vorstellung, mit ihren Freundinnen Party zu machen oder auszugehen, völlig abwegig gewesen. Zeinab feierte zu Hause.

Überall gibt es Musik

Doch an einem kühlen Mittwochabend im März 2018 war die heute dreissigjährige Reisebüroangestellte mit einem Dutzend Verwandten im «Piano», einem angesagten Restaurant in Westbagdad, um den Geburtstag eines Onkels zu feiern. Es war 22 Uhr. Selbst ihr siebenjähriger Neffe sass mit am Tisch.

«Inzwischen hat sich alles verändert», sagt Zeinab. «Früher fuhr man nach der Arbeit oder nach der Schule sofort nach Hause, und das war's. Das Leben hat sich deutlich verbessert. Viele Restaurants und Cafés sind bis tief in die Nacht geöffnet. Man kann bis vier Uhr morgens ausgehen.»

Willkommen in der Party-Stadt Bagdad. Die Acht-Millionen-Metropole hat sich nach fünfzehn katastrophalen Bürgerkriegsjahren, die

Wer in Bagdad war, als der IS kurz vor der Stadt stand, würde heute über das rege Nachtleben staunen.

der US-amerikanischen Invasion 2003 folgten, und nach dem Ende des blutigen Kampfes gegen den Islamischen Staat spürbar verändert.

Nicht nur dass Restaurants und Cafés inzwischen bis in die frühen Morgenstunden gut besucht sind. Die Strassen in den Geschäftsvierteln sind auch belebt, überall gibt es Musik, junge Leute, die sich amüsieren wollen. «Nachts ist jetzt viel mehr los», sagt Muntassir Mashadani, der 29-jährige Ma-



Der nächtliche Umsatz ist um einen Viertel gestiegen: junge Bagdader in einer Gelateria.

nager von «al-Faqma», einer Kette von populären Gelaterien. Seit Ministerpräsident Haider al-Abadi im letzten Dezember den Sieg über den IS verkündete, ist nach Mashadani Schätzung der nächtliche Umsatz um etwa einen Viertel gestiegen. «Das Leben hat sich stark verändert.»

Whisky gabs früher auch schon

Das heisst nicht, dass keine Gefahr mehr droht. Im letzten Jahr entging Mashadani nur knapp einem Bombenanschlag auf eine Filiale von «al-Faqma», bei dem siebzehn Personen ums Leben kamen. In Bagdad explodieren zwar immer noch Bomben – im Januar gab es 35 Tote bei einem Anschlag, der vermutlich auf das Konto des IS ging –, aber insgesamt ist die Zahl der Anschläge nach Angaben von Sicherheitsexperten deutlich zurückgegangen. Wer 2006 in Bagdad war, auf dem Höhepunkt des Bürgerkriegs, oder 2014, als der Islamische Staat kurz vor Bagdad stand, würde heute über die neue Atmosphäre und das wiedererwachte Nachtleben staunen.

In der Saadun-Strasse hat es immer Kaschemmen und Nachtclubs gegeben, in denen man Whisky trinken konnte. Und die alte Elite traf sich in einem der Clubs, die bis spät in die Nacht geöffnet hatten. Junge Männer trafen sich im «Beirut», einem Café am Tigris, um Domino zu spielen und Schischa zu rauchen.

Aber heute sind es ganze Familien, die man spätabends in der Stadt sieht. Viele neue

Lokale haben eröffnet, oft in den beliebten Shopping-Malls, die türkische Restaurantkette «Mado» ist präsent. Meist wird kein Alkohol ausgeschenkt, aber in vielen Lokalen kann Schischa geraucht werden. >>>

Querkopf gewinnt

Haider al-Abadi hat sich zünftig verschätzt. Der Premier, der am 12. Mai als Favorit in die Parlamentswahlen stieg, steht als Verlierer da. Sieger ist ein alter Bekannter: Muqtada as-Sadr, 44. Nach der US-Invasion 2003 schickte der schiitische Prediger die gefürchtete Mahdi-Armee in einen unerbittlichen Guerillakrieg. Dann war er auf einmal verschwunden. Er empfangen im iranischen Ghom die geistliche Weihe, hiess es.

Begünstigt wurde Sadr's Sieg durch die tiefe Wahlbeteiligung von 44,5 Prozent. Als Gründe für die Stimmabstinenz werden die zurückkehrende Normalität im Land und die Verachtung für die als korrupt geltenden Eliten genannt. As-Sadr hat das Image eines Querkopfs. Er redet einem strengen Nationalismus das Wort. Bei den Wahlen ging der Kleriker eine Koalition mit den Kommunisten ein. Er verteufelt die USA und verabscheut auch den Iran. Der wichtigste Verbündete des Schiitenführers ist das sunnitische Saudi-Arabien. Als Wahlsieger kann er einen Premierminister bestimmen. In welche Richtung der Geistliche das Land führen wird, gilt im Irak als grosses Rätsel. Fest steht, dass er auf die Geschicke des Landes erheblichen Einfluss haben wird. (geh/Agenturen)



«Man kann bis vier Uhr morgens ausgehen»: Zeinab Mohamed.



Inside Washington

Unter dem Messer

Melania Trump sonnt sich im Popularitätshoch.

First Lady Melania Trump erholt sich in privater Abgeschiedenheit von einem operativen Eingriff, in welchem ihr ein gutartiges Nierenleiden erfolgreich behandelt wurde. Frau Trump ist die erste amtierende First Lady, die sich einer medizinischen Operation unterzogen hat, seit Nancy Reagan vor über dreissig Jahren eine Brustamputation vornehmen lassen musste.

Während sich die First Lady in Rekonvaleszenz befindet, kann sie sich von einer stetig steigenden Popularität ermutigen lassen. Selbst unter Demokraten und Frauen steigt ihre Beliebtheit. 57 Prozent der Amerikaner geben an, dass sie einen positiven Eindruck von Melania haben. Das ist eine höhere Zusagequote, als ihr Ehemann in 20 Jahren CNN-Umfragen erzielte.

Ein stolzer Präsident Trump zeigte seine Zuneigung für seine populäre Frau, als die First Lady letzte Woche im Rosengarten des Weissen Hauses ihr neues Kinder-Gesundheitsprojekt «Be Best, childhood wellness» vorstellte. In einer seltenen Zurschaustellung von Intimität küsste der Präsident seine Frau fünfmal auf die Wangen, und die beiden hielten Händchen, als sie in das Oval Office zurückkehrten.

Nicht bloss generiert Melania öffentliche Zustimmung, sie inspiriert auch werdende Mütter. Der Name Melania nahm in der Skala der beliebtesten Mädchennamen letztes Jahr einen gewaltigen Sprung nach vorne. 283 Neugeborene tragen neuerdings den Namen der slowenischstämmigen Schönheit.

Für besonders eingefleischte erwachsene Fans bietet ein plastischer Chirurg in Houston, Texas, das «Melania Makeover» an (Nierenbehandlung nicht inklusive). Schönheitsärzte berichten, dass der «Melania-Look» globale Schönheitsoperationstrends positiv beeinflusst. Präsident Trump scheint sich in der Beliebtheit seiner Frau zu sonnen. Was die eigene Popularität betrifft, hat der Mann mit dem blondgefärbten doppelten *comb-over* noch Luft nach oben. *Amy Holmes*



«Lebenslustiges Volk»: vergnügte Iraker in einem Restaurant in Bagdad.

Dank der verbesserten Sicherheitslage haben die Restaurants bis in die frühen Morgenstunden geöffnet, weil die Angestellten keine Angst mehr vor dem Heimweg haben. «Früher mussten wir um neun oder zehn Uhr abends schliessen», sagt Dhiaa Adel, der 34-jährige Manager von «Saj al-Reef», einer Restaurantkette im Stadtteil Mansur. «Heute mache ich um vier Uhr morgens zu.»

Dass die Stadt an Lebensqualität gewon-

«Früher musste man erklären, woher man kam, wohin man wollte und aus welchem Grund.»

nen hat, wird nicht zuletzt Ministerpräsident Abadi zugeschrieben. Mit dem Nachleben ging es im Grunde erst richtig los, als vor drei Jahren die nächtliche Ausgangssperre (von Mitternacht bis fünf Uhr) aufgehoben wurde.

Die hässlichen Betonmauern, die einst die Wohnviertel voneinander trennten, wurden Stück für Stück abgebaut und an die syrische Grenze geschafft, wo sie IS-Kämpfer abwehren sollten.

Auch die Zahl der Checkpoints wurde reduziert, und die willkürlichen Strassenkontrollen, die von schiitischen Milizen oder Sicherheitskräften durchgeführt wurden, finden nicht mehr statt. Die Regierung ist bemüht, den Verkehr auf den wichtigsten Einfallstrassen nach Bagdad zu erleichtern und damit den Zugang zum Nachleben der Stadt zu verbessern.

«Früher wurde man angehalten und musste erklären, woher man kam, wohin man wollte

und aus welchem Grund», sagt Adel. «Damit ist jetzt Schluss.»

Abadi hat auch wiederholt erklärt, dass er die grüne Zone öffnen wolle, den streng gesicherten Stadtbezirk, in dem sich die zentralen staatlichen Behörden und die ausländischen Vertretungen befinden.

Aufhebung der Nachtsperre gefeiert

«Abadi will Bagdad entmilitarisieren», sagt Sajad Dschiyad, Mitarbeiter des sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts al-Bayan. Politisches Kalkül dürfte dabei eine Rolle spielen.

Abadi, der bei den Parlamentswahlen vom 12. Mai ein Parteienbündnis anführte, spekulierte vermutlich darauf, dass ihm eine Verbesserung der Lebensqualität in der Hauptstadt die Stimmen von Angehörigen der Mittelschicht und jungen Wählern einbringt, die nicht unmittelbar zu seiner schiitischen Klientel gehören. «Die Erwartungen sind überall gestiegen», sagt der Sozialforscher Dschiyad. «Bei den Jungen, aber auch bei den Alten.»

Iraker lieben das Nachleben, zumal in den heissen Sommermonaten. Als Abadi die Ausgangssperre aufhob, wurde die ganze Nacht hindurch gefeiert.

«Sobald sich die Iraker sicher fühlen, gehen sie aus», sagt der Abgeordnete Shiruk Abayachi. «Sie gehen shoppen, sie besuchen die Restaurants. In den schlimmsten Jahren musste man bei Sonnenuntergang zu Hause sein. Nun gehen die Leute abends aus, ins Kino, zu Konzerten, treffen sich mit Freunden. Die Iraker sind ein lebenslustiges Volk.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Dieser Artikel wurde zuerst von Borzou Daragahi bei BuzzFeed News publiziert.

Rückkehr eines Totgesagten

Italiens früherer Ministerpräsident Silvio Berlusconi darf zurück in die Politik. Ein Mailänder Gericht hob das fünfjährige Ämterverbot «wegen guter Führung» auf. Bricht bald eine neue Sternstunde für den Cavaliere an? Von Nicholas Farrell

Zum Schrecken der liberalen Elite deutet einiges darauf hin, dass in Italien die erste populistische Regierung Westeuropas die Macht übernimmt – was, wenn es tatsächlich dazu kommt, in erster Linie dem Gründervater des europäischen Populismus zu verdanken wäre: Silvio Berlusconi.

Der 81-jährige Mediengigant und viermalige Ministerpräsident sieht inzwischen wie eine von den Toten auferstandene Mumie aus – das maskenhafte Gesicht stark geschminkt, gefärbte Haarimplantate auf dem Kopf. Doch der Cavaliere – von den Mainstream-Medien seit Jahren als geiler Bock geschmäht, als Mann der Mafia, als geborener Verbrecher, als jemand, der alles und jeden korrumpiert – hat noch immer die Macht, Geschichte zu schreiben.

Ohne seinen Verzicht bestünde in Italien mehr als zwei Monate nach den jüngsten Wahlen noch immer keine Aussicht auf eine Regierung. Zwei Monate wurde ergebnislos verhandelt zwischen den beiden Gruppen, die die meisten Wählerstimmen auf sich vereinigen konnten – die linkspopulistische Fünf-Sterne-Bewegung (33 Prozent) und das Rechtsbündnis (37 Prozent). Es schien, als wäre die einzige Lösung eine vom Staatspräsidenten berufene Regierung aus parteilosen Experten (für die meisten Italiener ein Gräuelfeld); ansonsten würde es Neuwahlen nach einem Wahlgesetz geben, das keinen Sieger hervorbringt.

Die Koalitionsgespräche wurden zwischen zwei Erzfeinden geführt, der Fünf-Sterne-Bewegung unter dem 31-jährigen Luigi Di Maio und der Lega unter dem 45-jährigen Matteo Salvini, die mit 18 Prozent mehr Stimmen erhalten hatte als alle anderen Parteien des Rechtsbündnisses, einschliesslich Berlusconis Forza Italia, die auf 14 Prozent kam.

Die Fünf-Sterne-Bewegung gewann vor allem im Süden, wo die permanente wirtschaftliche Stagnation am schlimmsten ist, mit dem Versprechen eines bedingungslosen Grundeinkommens von 1000 Euro. Die Lega war vor allem im hochindustrialisierten Norden erfolgreich, mit einem Versprechen einer pauschalen Steuer von 15 Prozent für alle.

Beide Parteien sind jedoch populistische Bewegungen und haben viele Gemeinsamkeiten: Beide sind gegen die Europäische Union und den Euro, gegen Grossbanken und multinationale Konzerne, gegen die Globalisierung, die den Nationen schadet, und gegen illegale Einwanderung.

Die Fünf-Sterne-Bewegung weigerte sich allerdings, eine Koalitionsregierung zu bilden, der

ihr Erzfeind Berlusconi angehören würde, Symbol all dessen, was dieser Bewegung verhasst ist.

Wie ein Kandidat

Am Mittwoch vergangener Woche beschloss Berlusconi, sich aus dem Rechtsbündnis zurückzuziehen – «zum Wohle der Nation», wie er sagte. Damit ermöglichte er die Bildung einer populistischen Regierung aus Fünf-Sterne-Bewegung und Lega.

Und als hätte der liebe Gott beschlossen, Silvio Berlusconi für seine Selbstlosigkeit zu belohnen, hob ein Mailänder Gericht zwei Tage später das fünfjährige Ämterverbot auf, das im Zusammenhang mit seiner Verurteilung wegen Steuerbetrugs gegen ihn verhängt worden war. Die Aufhebung erfolgte «wegen guter Führung», wie das Gericht verlautete. Wegen des Ämterverbots hatte Berlusconi nicht persönlich bei den Wahlen kandidieren dürfen, wengleich er tatsächlich wie ein Kandidat auftrat. Das kostete die Forza Italia viele Stimmen und führte dazu, dass die Lega als stärkste Kraft des Rechtsbündnisses abschnitt.

Aber Berlusconis Verzicht war auch egoistisch. Wie viele Italiener fand er, dass die Fünf-Sterne-Bewegung – aus seiner Sicht eine «Sekte», angeführt von Leuten, die «noch nie gearbeitet haben» – ruhig die Regierung übernehmen und sich auf diese Weise selbst demontieren solle.

Man hat schliesslich gesehen, welches Chaos beispielsweise die Bürgermeisterin von Rom, Virginia Raggi, die der Fünf-Sterne-Bewegung angehört, angerichtet hat.

Berlusconi dominierte die italienische Politik von 1993 bis 2011, auch wenn er von der liberalen Elite und den Mainstream-Medien unerbitlich dämonisiert wurde. Er war der beliebteste italienische Politiker der gesamten Nachkriegszeit, weil er der erste populistische Politiker war. Er sprach die Leute an, im Norden wie im Süden. Er war einer von ihnen.

Als er am Wahltag in Mailand seine Stimme abgab, stand eine französische Femen-Aktivistin mit entblößten Brüsten vor ihm auf einem Tisch. Auf ihrem Oberkörper standen die Worte: «Berlusconi, sei scaduto!» (Berlusconi, deine Zeit ist abgelaufen).

Ich bin mir da nicht so sicher. Jesus wurde gekreuzigt und erstand von den Toten auf. Berlusconi, wie immer er aussieht, ist nicht einmal tot.

Nach der Aufhebung seiner Ämter Sperre ist Berlusconi in der Lage, die Karten gänzlich neu zu mischen. Sollte die Koalition der Populisten nicht zustande kommen oder scheitern, ist durchaus denkbar, dass das alte Schlachtross erneut in den Kampf zieht – und gewinnt.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Einer von ihnen: Politiker Berlusconi.



«Sanktionen zeigen Wirkung»: Trump bringt Geiseln nach Hause.

Lippenleser, Ohrenspezialisten, Grafologen: Machthaber Kim.

Er hat den grösseren Knopf

In Europa unterliegt die Vorstellung, dass Donald Trump etwas richtig macht, einem kategorischen Denkverbot. Und wenn der US-Präsident doch recht hat? Im Umgang mit Nordkoreas Diktator Kim Jong Un scheint sich Trumps brachiale Machtpolitik auszuzahlen. Ein Rückblick in sieben Tweets. *Von Urs Gehrig*

Stellen wir uns vor, wir hätten unser Gedächtnis für die Geschehnisse der vergangenen neun Monate verloren. Das Letzte, woran wir uns erinnern könnten, wäre jener ominöse Satz, den Trump am 8. August 2017 Journalisten in den Schreibblock diktierte: «Nordkorea sollte besser keine Drohungen in Richtung USA schicken. Sie werden mit Feuer und Zorn beantwortet, wie es die Welt noch nicht gesehen hat.»

Wir würden uns gerade noch an die apokalyptischen Reaktionen erinnern, die aufheulten wie Atomsirenen, bevor wir, völlig von Sinnen, ins Koma fielen.

Letzte Woche, am 10. Mai, um zwei Uhr in der Früh, wachten wir schliesslich wieder auf – just in jenem Moment, da sich auf der Andrews Air Force Base bei Washington, D.C. eine Flugzeugtür öffnet und drei ehemalige Geiseln des nordkoreanischen Regimes die freie Welt betreten. Kim höchstpersönlich hat sie aus seinem Verlies entlassen. Wir trauen unseren Ohren nicht. Die Kommentatoren reden von einem Gipfel zwischen Kim und Trump am 12. Juni in Singapur. Es gehe um die komplette nukleare Abrüstung auf der Koreanischen Halbinsel.

Irgendwie, so würden wir schliessen, müssten sich während unserer Amnesie die tektonischen Platten der Geopolitik verschoben haben.

Wir konsultieren die Tagespresse. Dort werden Bilder Kims analysiert. Lippenleser, Oh-

renspezialisten, Grafologen sind am Werk. Doch das Orakel von Pjöngjang bleibt die Antwort schuldig. Und auch die Journalisten sind ratlos. Als wären sie ebenfalls kollektiv im Koma gelegen, schliessen sie kategorisch aus, dass es zwischen Trumps «apokalyptischer» Drohung und Kims offenkundiger Wende auch nur den geringsten Zusammenhang gebe.



«Tun, was getan werden muss.»

Und wenn doch? Schauen wir die neun Monate im Zeitraffer an, und lassen wir Trumps Twitter-Diplomatie Revue passieren.

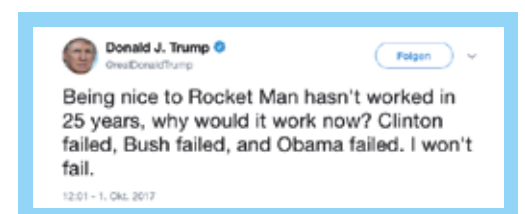
9. August 2017: Einen Tag nach Trumps «Feuer und Zorn»-Drohung schießt Kim zurück. Sein Militär schmiedete Pläne dazu, rund um Guam, den Stützpunkt der amerikanischen Langstreckenbomber im Pazifik, einen «Flächenbrand» zu legen.

19. September 2017: Trump dreht vor der Uno punkto Gewaltretorik auf. «Der Rake-

tenmann ist auf einer Selbstmordmission in Bezug auf sich und sein Regime.» Wenn Amerika sich gezwungen sehe, sich oder seine Alliierten zu verteidigen, werde es «keine andere Wahl haben, als Nordkorea zu zerstören».

1. Oktober 2017: Per Tweet fährt Trump seinem Aussenminister Tillerson, der sich in atemloser Pendeldiplomatie um eine Annäherung bemüht, in die Parade. Er solle seine Kräfte schonen; «wir werden tun, was getan werden muss!» Und er stellt klar, dass es mit dem Eieranzug der letzten Jahrzehnte fertig ist. «Nett sein mit «Rocket Man» hat 25 Jahre lang nicht funktioniert, warum sollte es jetzt funktionieren? Clinton scheiterte, Bush scheiterte, und Obama scheiterte. Ich werde nicht scheitern.»

7. November 2017: Erstaunliches ist passiert. Ganze 56 Tage hat Nordkorea, das zuvor ein veritables Feuerwerk gezündet hatte, keine Rakete mehr getestet. Für Trump, der Südkorea besucht, kein Grund zur Entwarnung:



«Ich werde nicht scheitern.»

«Ich hoffe, ich spreche nicht bloss für unsere Länder, sondern für alle zivilisierten Nationen, wenn ich dem Norden sage: <Unterschätzt uns nicht und provoziert uns nicht.>»

11. November 2017: Kim schnauzt zurück. Trumps Worte seien «leichtsinnige Bemerkungen eines alten Irren». Trump legt sofort nach, schlägt allerdings einen auffällig milderen, ironischen Ton an, der Kim ins Lächerliche zieht, und reicht ihm gleichzeitig scheinbar die Hand. «Warum möchte Kim Jong Un mich beleidigen, indem er mich <alt> nennt? Ich würde ihn *nie* <klein und fett> nennen. Nun ja, ich versuche ja so sehr, sein Freund zu sein – und vielleicht wird es eines Tages so weit kommen!»

In der Folge buchstabiert auch Kim in der Rhetorik zurück. In seiner Neujahrsansprache schlägt er gar versöhnliche Töne an, indem er anbietet, Gespräche über die Entsendung einer nordkoreanischen Delegation an die Winterspiele in Seoul zu führen. Trump reagiert prompt: «Sanktionen und <anderer> Druck beginnen ihre Wirkung auf Nordkorea zu zeigen . . . Vielleicht sind das gute Nachrichten, vielleicht auch nicht.» Er schliesst den Tweet mit einer seiner Lieblingsfloskeln. «We will see!» – Wir werden sehen!

Zeichnet sich hier die Wende ab? Noch ist es nicht so weit. In derselben Neujahrsansprache prahlt Kim: «Die gesamten Vereinigten Staaten liegen in Reichweite unserer Kernwaffen, und auf meinem Schreibtisch steht immer ein Atomwaffenknopf.» Nach dem Prinzip, das ihn sein Vater Fred gelehrt hatte – «Wenn man



«Ich versuche ja so sehr, sein Freund zu sein.»

dich angreift, schlag immer zurück, und zwar mit doppelter Härte» –, feuert Trump zurück: Auch er, Trump, habe einen Atomwaffenknopf, «aber er ist viel grösser und mächtiger als seiner, und mein Knopf funktioniert!»

Trump's phallistische Brachialrhetorik versetzt die «zivilisierte» Welt in Schnappatmung. Und Kim? Von ihm ist in den folgenden Wochen kein breitspuriger Pieps zu hören.

9. Februar 2018: Im südkoreanischen Seoul sind die Olympischen Spiele in vollem Gang. Jetzt wird es physisch. Auf der Ehrentribüne taucht Kims Schwester Kim Yo Jong hinter US-Vizepräsident Mike Pence auf. Eisernes Schweigen auf Armlänge. Nordkorea habe ein Treffen angeboten, so verlautet Pences' Stabschef, unter der Bedingung, dass die Amerikaner ihren aggressiven Ton zügelten.

Trump denkt nicht daran. Tage später legt er eine Betonplatte auf Kims Regime. In Form der «schwersten Sanktionen, die je einem Land auferlegt wurden». Gleichzeitig versprüht er Optimismus. «Und ehrlich gesagt, hoffentlich kommt etwas Positives dabei heraus. *We will see.*»

6. März 2018: Es bewegt sich etwas. Trump wirkt aufgeräumt. Er twittert: «Zum ersten Mal seit vielen Jahren werden von allen beteiligten Parteien ernsthafte Fortschritte gemacht. Die Welt schaut und wartet! Vielleicht eine falsche Hoffnung, aber die USA sind bereit, mit Härte vorwärtszuschreiten, in alle Richtungen!»

8. März 2018: Kim lässt eine Bombe platzen. Er lädt Trump zum direkten Gespräch über sein Atomwaffenprogramm ein. Manche, die



«Ernsthafte Fortschritte.»

Trump als Brandstifter verschmähten, mahnen jetzt: «Bloss nichts überstürzen. Es könnte eine Falle sein.»

Das Weisse Haus gibt bekannt, dass Trump «die Einladung annehmen wird». Gleichzeitig twittert der Präsident: «Sanktionen bleiben in Kraft, bis ein Abkommen erreicht ist.» Dann überstürzen sich die Ereignisse. Kim trifft Südkoreas Präsident Moon Jae In. US-Aussenminister Mike Pompeo reist in geheimer Mission nach Pjöngjang. Kim lässt Geiseln frei.

Natürlich, so rasonieren gestandene Geopolitiker, hätten grosse Ereignisse meist komplexe Ursachen: Nordkoreas marode Wirtschaft, die bittere Armut, möglicherweise sei gar Kims Macht erodiert. Chinesen üben Einfluss. Südkoreaner ebenso. Doch wer die Chronologie der Ereignisse nüchtern betrachtet, kommt zum Schluss: Ohne Trumps Power-Politik,



«Mein Atom-Knopf funktioniert!»

ohne Gewalt rhetorik und brutale Sanktionen hätte sich Kim nie so weit bewegt. Der Mann mit dem «grösseren Knopf» erzeugt auch den stärkeren psychologischen Druck.



«Die Welt schaut und wartet.»

In Europa versteht das kaum jemand. Europa ist gefangen im Trump-Verblödungssyndrom. Die Vorstellung, dass Trump etwas richtig machen könnte, unterliegt einem kategorischen Denkverbot.

In Amerika hingegen loben selbst Trumps Gegner seine Korea-Politik. Adam Schiff, Repräsentant der Demokraten aus Kalifornien, bekannt als einer der giftigsten Scharfmacher gegen Trump, erklärt: «Es ist mehr als fair, zu sagen, dass die Mischung aus Unberechenbarkeit und Kampfbegierde des Präsidenten etwas damit zu tun hat, dass die Nordkoreaner an den Verhandlungstisch kommen.» Südkoreas Präsident Moon schlägt Trump sogar für den Friedensnobelpreis vor.

Doch ist Kim zu trauen? Die Skepsis ist gross. Atomwaffen sind seine Lebensversicherung. Er wird sich an Gaddafi erinnern, der sein Atom-



«Sanktionen, bis ein Abkommen erreicht ist.»

arsenal aufgab, um wenig später von den USA, von Frankreich und Grossbritannien mit Bomben eingedeckt und von seinem eigenen Volk gelyncht zu werden. Macht Kim bloss eine Atempause, um nach einem Scheitern mit neuem Elan ans atomare Werk zu gehen? Vielleicht.

Vielleicht sieht Kim aber die Chance, sein Land «in die reale Welt» zurückzuführen, wie Trump glaubt. Mit seinen Atomtests hat er den Preis für Zugeständnisse nach oben geschraubt. Verkauft er seine Haut clever, könnte er für Nordkorea einen Marshallplan aushandeln.

Am Dienstag drohte Kim plötzlich, den Gipfel mit Trump abzusagen. Grund seien Militärübungen der USA mit Südkorea. An Wunder glaubt niemand. Findet das Treffen in Singapur statt, wird Kim kaum Humphrey Bogart zitieren: «Donald, ich glaube, das ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.» Aber vielleicht gibt es so etwas wie positive Chemie zwischen den beiden Streithähnen. *We will see.* ○



Mit Macron war es Liebe auf den ersten Blick: Brückenbauer Joachim Son-Forget in einer Villa bei Genf.

Unser Mann bei Macron

Joachim Son-Forget vertritt die Auslandfranzosen der Schweiz im französischen Parlament. Der Arzt am Lausanner Kantonsspital gehört zu den Stars von Macrons «La République en marche!». Er will die Welt verändern und für seine Heimat Korea die Wiedervereinigung. *Von Jürg Altwegg*

Ein Wunderkind, hochintelligent und musisch begabt, anders kann man es nicht sagen. Am Freitag letzter Woche stöberten wir ihn über seine Mitarbeiterin in der französischen Nationalversammlung in Paris auf. Am Montagabend stand er nach einem langen Arbeitstag im Kantonsspital Lausanne für das Gespräch zur Verfügung. Er wohnt in Genf, wo er in der Victoria Hall schon als Solo-Cembalist auftrat. Vor einem Jahr schickten die Franzosen in der Schweiz den politisch unerfahrenen, inzwi-

schon 35 Jahre alt gewordenen Joachim Son-Forget als ihren Vertreter nach Paris. Er sitzt in der aussenpolitischen Kommission, die über den Vergeltungsschlag gegen Syrien beriet. Son-Forgets Wahl zum Abgeordneten der Französischen Republik mit Schweizer Wohnsitz war nicht das erste Wunder in seinem Leben.

Von der Musik zur Medizin

Dieses begann in der Gosse von Seoul, Polizisten brachten das ausgesetzte Baby in ein

Waisenhaus, es wurde von einer französischen Familie adoptiert. Die Kindheit verbrachte Joachim Son-Forget in Langres, der Geburtsstadt von Diderot. Auf die Matur bereitete er sich per Fernunterricht vor, gute Noten hatte er nur im Fach Musik. Der Pianist Daniel Foltin hatte ihn unter seine Fittiche genommen: «Überall hingen Poster von Che Guevara. Wir rauchten Haschisch. Die linke Kultur war ein Gegengewicht zum bourgeoisen und katholischen Einfluss meiner Familie.» Er studierte

Medizin in Dijon und gleichzeitig kognitive Wissenschaft in Paris. Nebenbei arbeitete er als Sanitäter, Pfleger und «eine Zeitlang in einer Giesserei, um eine Gitarre kaufen zu können». Seine Studien schloss er an der ETH und an der Universität in Lausanne ab. Er ist Spezialist für Kernspintomografie (MRT) im Waadtländer Kantonsspital.

Vergeblich reiste er 2008 nach Korea, um seine leiblichen Eltern ausfindig zu machen. Noch nannte er sich Joachim Jae Duk Forget, als er sich in erster Ehe mit der ebenfalls in Seoul geborenen, zehn Jahre älteren Westschweizer Schriftstellerin Laure Mi Hyun Croset verheiratete. Vor fünf Jahren begegnete er in Paris der Wissenschaftlerin Jung Soo Son, deren Namen er übernommen hat: «Statt meine Familie zu finden, habe ich mir eine ausgesucht.» Am 2. Februar 2015 veröffentlichten «M. Joachim Son-Forget et Mme», bereits Eltern eines Bubens mit dem Namen Lucas, standesgemäss im bürgerlichen Pariser *Figaro*, die Geburt von Jiah Lior in Genf.

In seiner ersten politischen Heimat wurde er nicht heimisch. «Gehasst» habe er seine kurze Zeit bei den Sozialisten. Mit Macron war es Liebe auf den ersten Blick. Son-Forget führte seine Kampagne bei den 130 000 wahlberechtigten Franzosen in der Schweiz und sammelte Spenden. «Alle Schweizer Städte habe ich besucht.» Macron werde ein Arbeitsrecht wie in der Schweiz einführen, war sein bestes Argument. Noch immer hat er dessen Whatsapp-Nachrichten nicht gelöscht. Im Anschluss an die Präsidentschaftswahl eroberte Son-Forget den Wahlkreis Helvetien der Assemblée nationale. Am bisher einzigen Parteitag von «La République en marche!» profilierte er sich mit einer dissidenten Liste gegen Macrons Statthalter und Minister Christophe Castaner. Demokratie ist dem Schweizer Abgeordneten wichtiger als Parteidisziplin. Eine geheime Abstimmung wurde ihm verweigert, dennoch brachte er es auf 17 Prozent – und zu landesweiter Berühmtheit.

Reisen in die *Suisse profonde*

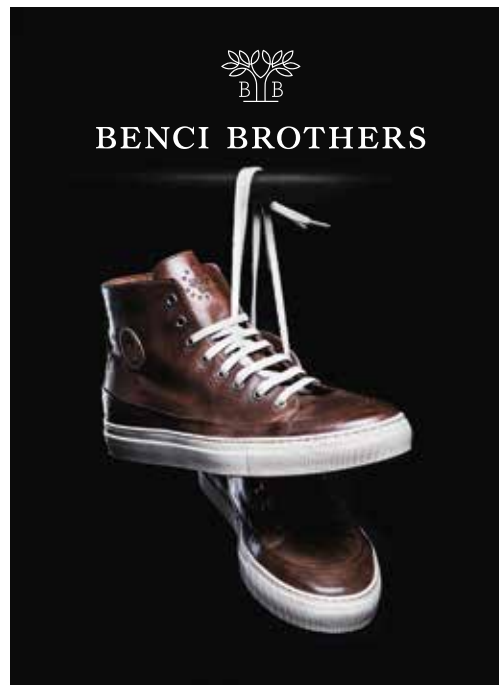
Macrons Einwanderungsgesetz hingegen, das von links und rechts bekämpft wurde, hat er vorbehaltlos unterstützt: «Es ist nicht fremdenfeindlich. Wir brauchen eine Harmonisierung in Europa. Es bringt nichts, wenn jeder Staat macht, was er will. Eine «glückliche Einwanderung» ist nur möglich, wenn ein Land in der Lage ist, sie zu absorbieren.» Und das, sagt er, sei in der Schweiz besser gelungen als anderswo: «Sie erlebt eine starke Einwanderung. Manchmal wird das zum Problem. Aber viele Menschen, die von der Schweiz integriert wurden, sind stolz auf dieses Land und sind zu Patrioten geworden. Daraus kann Frankreich viel lernen.»

Als Abgeordneter ist Son-Forget ein Interessenvertreter seiner Wähler. Aber als «Super-

konsul» versteht er sich nicht. Er ist um gute Beziehungen zwischen den beiden Ländern bemüht und glaubt, dass sie besser geworden sind: «Die Spannungen wegen des automatischen Informationsaustauschs sind überwunden.» Frühere Präsidenten haben sich sehr ungeschickt über die Schweiz geäussert. Macron hat seiner Bewunderung für die direkte

Vergeblich reiste er 2008 nach Korea, um seine leiblichen Eltern ausfindig zu machen.

Demokratie Ausdruck verliehen. Ohne Neid anerkennt er die Erfolge der Schweiz. Einige seiner Idole sind Schweizer – zum Beispiel Roger Federer. Er weiss um die Qualität der Innovation und der Eidgenössischen Technischen Hochschulen. Aber er wünscht sich, dass die Schweiz «mit den europäischen Nationen



solidarisch ist und sich nicht auf das Rosinenpicken beschränkt».

Wann immer er kann, kehrt er an seinen Arbeitsplatz zurück. Er benutzt seine Aufenthalte zu Reisen in die *Suisse profonde*. Er war gerade in Vaduz, St. Gallen, Zürich. Diese Woche will er in Thun die Betriebe der Rüstungsindustrie besuchen. An seinem Wohnort Genf kann er an kommunalen Abstimmungen teilnehmen. Bei den Wahlen in den Regierungsrat hätte er Pierre Maudet gewählt. Aber auch CVP-Politiker und Sozialisten. «Nicht gewählt hätte ich die antifranzösischen und populistischen Parteien, die gegen die Grenzgänger hetzen.» Seine Freunde hierzulande seien meist linke Liberale oder rechte Sozialisten, aber er kenne auch viele Doppelbürger, die auf dem Land wohnen und SVP wählen. «Man kann diese Partei nicht mit der extremen französischen Rech-

ten und ihrem Hass vergleichen.» Die SVP repräsentiere viele Bürger, «die ihrem Land und seinen Werten verbunden sind, die manchmal Angst haben, aber Prinzipien vertreten und sich der Geschichte verbunden fühlen». Er kenne vor allem SVP-Vertreter in der Waadt und in Neuenburg. «Verteidigungsminister Guy Parmelin ist ein charmanter Mensch. Christoph Blocher würde ich sehr gerne kennenlernen.»

Der Abgeordnete aus dem Ausland ist ein glänzender Diplomat und in Korea ein Star wie die Sozialistin Fleur Pellerin und der Grüne Jean-Vincent Placé, die ebenfalls von Franzosen adoptiert worden waren und unter Macrons Vorgänger Hollande Minister wurden. «Ich kenne viele Politiker und Unternehmer, und ich habe auch vertrauliche Kontakte zu nordkoreanischen Diplomaten», erzählt Joachim Son-Forget.

Er hat an einen positiven Impuls durch die Olympischen Winterspiele in Pyeongchang geglaubt. Die Denuklearisierung wäre ein grosser Fortschritt, sagt er, aber bereits gehe es um die Zeit danach. Für Donald Trumps Verdienste hat Son-Forget eine unkonventionelle Erklärung: «Er ist ein Unternehmer und will den Deal wie eine Fusion zweier Firmen durchziehen. Er liebt es, gegen die politische Korrektheit zu provozieren. Damit zwingt er seine Gegner und Partner, auch weniger politisch korrekt zu handeln. Das kann dazu führen, dass eine Blockade gelöst wird.»

Optimistisches Naturell

Schon die Worte von Kim Jong Un hatten den gebürtigen Koreaner hellhörig gemacht: «Es war ein Witz, als er sich dafür entschuldigte, dass der südkoreanische Präsident wegen seiner Raketen geweckt werden musste. Aber diese Bemerkung liess einen neuen Ton erkennen, eine Öffnung erahnen. So hatten weder sein Vater noch sein Grossvater gesprochen.» China mit seiner globalen geostrategischen Vision werde sich nicht widersetzen und das lokale Gleichgewicht unterstützen. Russland plane Pipelines und eine Eisenbahnverbindung von Südkorea bis nach Europa: «Eine friedliche Lösung dieses Konflikts wäre ein leuchtendes Beispiel für das 21. Jahrhundert.»

«Wir brauchen den Ehrgeiz für Utopien, sie bringen uns voran», sagt Son-Forget über die Entwicklung in Korea: «Die Pessimisten und Bedenkenträger haben sich geirrt.» Die Aussage deckt sich mit seinem Naturell. Noch war ihm das Wunder einer möglichen Wiedervereinigung nicht im Traum erschienen, als man dem unerfahrenen Kandidaten im Wahlkampf die Frage nach seinem Programm stellte. «Ich will die Welt verändern», antwortete Son-Forget kurz und bündig. Die Reformen in Frankreich, die niemand für machbar hielt, und die Fortschritte im Land seiner Herkunft lassen seine damalige Antwort ein bisschen weniger naiv erscheinen. ○



Hier geht es nicht um Schönheit: Model-Mama Heidi Klum mit ihren «Mädchen».



Ikone der Woche

Von Heidi lernen

Von Claudia Schumacher

Halbfinale? Nein, es geht nicht um Fußball, sondern um «Germany's Next Topmodel» («GNTM»). Fünf der Frauen links haben es ins Halbfinale der Castingshow geschafft, eine spielt in einer ganz anderen Liga. Aber bleiben wir einen Moment lang beim Fußball-Vergleich. Vor allem Jungs stehen auf Fußball, während viele Mädchen auf Beauty abfahren. Models und Fußballer haben viel gemeinsam, etwa die Körperfettwerte. Sie sehen überdurchschnittlich gut aus, und überdurchschnittlich oft paaren sie sich miteinander. Doch während Fußballschauen als legitimes Hobby gilt, ist «GNTM»-Schauen ein *guilty pleasure*. «Hunger Games»-Witze und Sprüche über *Germany's* Top-Sadistin Heidi Klum sind schnell gemacht – als würden die Bundestrainer im Fußball ihre Jungs nur schonen und mit Kuchen füttern. Zieht man sich mal eine ganze Folge «GNTM» rein, stellt man nicht nur fest, dass die Model-Mama mit ihren 44 Jahren viele schöne Zwanzigjährige in den Schatten stellt, sie hat auch Klasse, Witz, eine scharfe Urteilsfähigkeit und: Sie macht eine Sendung mit hohem Unterhaltungswert – die viel über den Zeitgeist verrät.

Da muss eine ins tiefe Wasser

Zunächst einmal holt die Sendung ihre jungen Zuschauerinnen da ab, wo sie stehen. Lebensgefühle müssen in Hashtags gefasst werden (eine Aufgabe für die Models in der aktuellen Staffel), und es geht um den dauernden Selbstverkauf. Wichtig ist weniger, was die Mädchen wollen, als das, was andere an ihnen liken. Das kennen die Kinder von heute aus ihrer eigenen, kleinen Instagram-Welt.

Das Gute an «GNTM» ist aber, dass der Weg zum Sieg ein Akt der permanenten Findung und Stabilisierung des eigenen Selbst ist: Nur die Mädchen, die im Angesicht der Dauerverunsicherung selbstgewiss bleiben, kommen weiter. Man könnte sogar behaupten: In der Show geht es nicht um Schönheit. Denn schön sind sie alle. Matchentscheidend ist die Überwindung der Selbstsabotage. Da muss eine ins tiefe Wasser, obwohl sie Angst davor hat, und eine Introvertierte muss zur ausdrucksstarken Dragqueen mutieren. Das gelingt den Mädchen dann, wenn sie sich öffnen, Lernwille zeigen und auf Ausreden verzichten. Es darf gezweifelt werden, aber wenn die Kamera klick macht, müssen sie liefern. Dann müssen sie so sein, wie sie allen gefallen. Siegreich wird ihre Gefallsucht aber nur, wenn sie charakterstark rüberkommt. Eine widersprüchliche Fähigkeit, die junge Menschen heute brauchen, mehr denn je.

Jesus und die Petro-Dollars

Ein Werk Leonardo da Vincis wurde für sagenhafte 450 Millionen Dollar versteigert, obschon Zweifel an der Zuschreibung bestehen. Der Weg dahin bietet Stoff für einen Thriller.

Von Frank Zöllner

Wir leben im Zeitalter der Marken. Fast alle Bereiche unseres Lebens sind vom Branding durchdrungen, jeder, der es sich leisten kann, kauft im Zweifelsfall nicht nur ein Produkt, sondern eine Marke, die mehr zu liefern verspricht als den Gebrauchswert einer Ware. Inzwischen ist das Branding auch in einem nie zuvor gekannten Ausmass zu einem Teil des Kunstbetriebs geworden, immer wieder und besonders augenfällig erkennbar im Marktsegment der modernen und zeitgenössischen Kunst.

Wer mag und wer über das nötige Spielgeld verfügt, ersteigert beispielsweise die grossformatigen Werke der sogenannten Blue-Chip-Künstler und damit eine Kunst, die ohne den etablierten Markennamen nicht einmal halb so viel Spass machen würde und sich daher deutlich schlechter verkaufen liesse. Ohne den Effekt des Branding würden wir wahrscheinlich die überdimensionierten Skulpturen von Jeff Koons für monumentalen Kitsch halten, und die Riesengemälde von Künstlern wie Newman, Rothko oder Richter könnten leicht als überteuerte Tapeten missverstanden werden.

Für läppische 10 000 Dollar gekauft

Spätestens seit dem 15. November 2017, mit der Versteigerung von Leonardos «Salvator mundi», ist das Branding auch im Marktsegment der Altmeistergemälde angekommen. Zwar haben Werke von Raffael, Rubens und Rembrandt schon immer Spitzenpreise erzielt, aber der Leonardo zugeschriebene und von Christie's in New York versteigerte «Salvator mundi» hat dem Segment der Altmeistergemälde eine neue Dimension verliehen. Das liegt sowohl am Gemälde selbst als auch an der Geschichte seiner Entdeckung und Vermarktung. Diese Vermarktung fand zweifellos ihren anschaulichsten Ausdruck in jener atemberaubenden Summe, die der Käufer am 15. November 2017 zu zahlen bereit war: mit Aufgeld sagenhafte 450 Millionen Dollar! Das ist ein Auktionsweltrekord, der alle bisherigen Spitzenwerte, sowohl im Altmeistersegment als auch im Bereich der Moderne und Zeitgenossen, bei weitem übertraf.

Damit hatte niemand gerechnet.

Voraussiehbar war hingegen, dass der «Salvator» am Ende in Abu Dhabi landen würde. Denn dort oder in einem anderen der Arabischen Emirate ist der Hunger nach den Trophäen des Kunstmarkts besonders gross. Und nur dort wird dieser Hunger auch nicht durch



Hunger nach Trophäen: Höchstpreis-Werk «Salvator mundi», das 2017 versteigert wurde.

finanzielle Limits begrenzt oder durch eine Erfahrung im Umgang mit Altmeistergemälden gemildert.

Eigentlich liess die lange Vorgeschichte der New Yorker Versteigerung keinen neuen Auktionsweltrekord erwarten. Vor allem die im-

mer wieder geäusserten Zweifel an der Zuschreibung sowie die Entdeckungsgeschichte und die beispiellos aggressive Vermarktung des Bildes stimmten skeptisch. Sie reicht bis in das erste Dezennium unseres Jahrhunderts zurück. Im Jahr 2005 war der «Salvator» von

einem Kunsthändler auf einer Auktion für 10 000 Dollar ersteigert und danach einer Restaurierung und Begutachtung unterzogen worden. Bis dahin hatte die Öffentlichkeit keine Kenntnis von diesen Vorgängen, weder von der Entdeckung des Bildes noch von der Restaurierung und einem bis heute nicht abgeschlossenen Prozess der Authentifizierung.

Erst im Juni 2011 wurde die Existenz des Gemäldes publik gemacht – zusammen mit ersten Preisvorstellungen. So verkündeten amerikanische Medien im Juli 2011, dass den Besitzern des «Salvator mundi» ein Angebot von über 100 Millionen Dollar für das Bild vorliege und dass sie hofften, einen Betrag in der Grössenordnung von 200 Millionen erzielen zu können. Zuvor war das Gemälde Privatsammlern noch für einen mittleren zweistelligen Millionenbetrag angeboten worden. Auch bedeutende europäische Museen erhielten Besuch von einem der Besitzer des «Salvator mundi», namentlich die Gemäldegalerie in Berlin und der Vatikan.

Wer hat was gemalt?

Ein Betrag jenseits der damals noch magischen Grenze von 100 Millionen stand auch hier im Raum. Die Verantwortlichen der beiden Museen lehnten das Angebot jedoch ab, vor allem mit Blick auf die beiliegende Dokumentation zur Restaurierung des Gemäldes. Sie nährte nämlich den Verdacht, dass der «Salvator mundi» aufgrund älterer Schäden und Übermalungen sowie angesichts einer tiefgreifenden Restaurierung keine belastbaren Aussagen über seine Authentizität zulies.

Eine erstaunliche Wende erfolgte drei Monate später. Im Oktober 2011 verkündeten die Besitzer, das Gemälde stehe gar nicht zum Verkauf! Der Grund für die zu diesem Zeitpunkt

überraschende Ankündigung war die für Anfang November 2011 anstehende Leonardo-Ausstellung in London, deren Spitzenexponat der «Salvator mundi» werden sollte. Die Besitzer des Bildes hielten es offenbar für ratsam, es unmittelbar vor der Londoner Ausstellung als unverkäuflich zu etikettieren, denn andernfalls hätte sich die National Gallery dem Vorwurf ausgesetzt, sie diene mit der Ausstellung des Gemäldes allzu offensichtlich den Verwertungs- und Profitinteressen privater Akteure.

Das im Oktober 2011 noch «unverkäufliche» Gemälde wurde dann natürlich doch noch verkauft. So berichtete die *New York Times* im Mai 2013, dass ein ungenannter Sammler in einer *private sale* etwa 80 Millionen Dollar dafür bezahlt habe. Später wurde auch die Identität des Sammlers publik, es war der Genfer Kunstberater und Kunsthändler Yves Bouvier, der das Bild seinerseits für 127,5 Millionen Dollar an den russischen Milliardär Dmitri Rybolowlew weiterverkaufte. Als Rybolowlew den Preis erfuhr, den sein Kunstberater für den «Salvator» gezahlt hatte, fühlte er sich übervorteilt und reichte Klage ein. Wie immer man diese Ereignisse bewerten mag, der «Erretter der Welt» war erst einmal in die Hände einer international agierenden Finanzoligarchie gelangt und zum Gegenstand unschöner gerichtlicher Auseinandersetzungen geworden.

Nicht ganz lupenrein war schliesslich auch die Vermarktung des Bildes durch Christie's im Herbst 2017. So wurde immer wieder behauptet, dass es für die uneingeschränkte Zuschreibung des «Salvators» an Leonardo unter den einschlägigen Experten einen überwältigenden Konsens gebe. Eher das Gegenteil war der Fall. Eine in diesem Zusammenhang

immer wieder als Befürworterin der Zuschreibung genannte Expertin hatte sich sogar explizit gegen die von Christie's vertretene Ansicht gestellt. Auch die Mehrzahl der wissenschaftlichen Rezensenten der Londoner Leonardo-Ausstellung mochte sich der Zuschreibung nicht anschliessen. Daran konnte auch der aufwendig produzierte Auktionskatalog nichts ändern, der bibliografische Vollständigkeit und wissenschaftliche Akribie nur simulierte, statt die Argumente des Für und Wider sorgfältig gegeneinander abzuwägen.

Das Gemälde selbst kann

natürlich nichts dafür, dass die Geschichte seiner Vermarktung einen faden Beigeschmack hat. Zudem ist das Werk mit Blick auf seine Qualität deutlich besser als diese Geschichte. Nach allem, was wir bisher wissen, handelt es sich bei dem «Salvator mundi» um ein wichtiges Altmeistergemälde aus dem engsten Umfeld Leonardos. Auch dessen direkte Beteiligung an seiner Ausführung ist mehr als wahrscheinlich. Dafür sprechen qualitativ hochwertige Partien des Gemäldes. Details wie die Modellierung der Kristallkugel, die Gestaltung der filigranen Stickmuster unterhalb des Brustausschnitts sowie die suggestive Lichtführung und der *Sfumato* bewegen sich technisch auf hohem Niveau. Auch die mit feiner Schattierung konturierten Fingernägel, die an ähnliche Merkmale in der «Mona Lisa» und im «Johannes der Täufer» erinnern, deuten auf eine Autorschaft Leonardos hin.

Für eine Zuschreibung an Leonardo sprechen schliesslich auch einige *Pentimenti*, kleine Änderungen, die oft als Indizien für die Authentizität eines Altmeistergemäldes bewertet werden. Allerdings finden sich *Pentimenti* gelegentlich auch in Werkstattgemälden. Zudem weist der «Salvator mundi» qualitativ auch einige Schwächen auf. So wirkt das Inkarnat der Segenshand ähnlich wächsern wie auf etlichen Werkstattgemälden. Etwas zu schematisch gestaltet sind die Locken Christi, zu undifferenziert die gröberen Gewandfalten – vor allem die auf der rechten Seite. Sie erin-



Vorstudie des «Salvator»-Entwurfs.

Fast alle Werkstattkopien weisen eine Omega-förmige Fältelung auf.



Ein zwischen 2011 und 2014 veröffentlichtes Foto mit differenziert gestalteten Gewandfalten.



Auf dieser Kopie aus da Vincis Werkstatt ist eine Omega-förmige Fältelung an der Brust sichtbar.



Zweifelhafte Da-Vinci-Werke: eine ältere Variante der «Mona Lisa», «La Bella Principessa», «Isabella d'Este» (v.l.).

Kunst

Die zweite «Mona Lisa»

In Schweizer Banksafes liegen mindestens drei echte oder angebliche Leonardo-Werke. Die Eigentümer gehen eine millionenschwere Wette ein. Von Rico Bandle

Rund ein Dutzend internationale Fernsehstationen hatten im September 2012 ihre Kameras im Genfer Nobelhotel «Beau-Rivage» aufgestellt. Angekündigt war nichts weniger als eine Weltsensation: die Enthüllung eines zweiten «Mona Lisa»-Gemäldes von Leonardo da Vinci – ein bisher verkanntes Original des Renaissance-Genies. In einer aufwendig inszenierten Show wurden Filme über die Forschungsarbeiten gezeigt, mehrere eingeflogene Experten bestätigten, dass es sich bei dem Bild mit grosser Wahrscheinlichkeit um ein Original handle. Es sei einige Jahre früher gemalt worden als jenes im Louvre. Nicht anwesend waren die vielen Spezialisten, die die Echtheit bestritten und weiterhin bestritten. Zu ihnen gehört auch Kunstprofessor Frank Zöllner (Autor des Haupttextes).

Dann wurde das Gemälde enthüllt. Und selbst die kritischsten Beobachter mussten anerkennen: Es ist ein prächtiges Porträt. Die Farben leuchten mehr als bei der «Mona Lisa» im Louvre, die Gesichtszüge der porträtierten Frau sind sanfter, schliesslich ist sie hier auch jünger. Bloss der Hintergrund wirkt erstaunlich schludrig gemalt. Die Geldgeber hinter der in Zürich beheimateten Mo-

na Lisa Foundation sind bis heute unbekannt, es soll sich um ein mehrköpfiges Investoren-Konsortium handeln. Vertreten wird die Stiftung durch schillernde Köpfe: Präsident ist der Zürcher Anwalt Markus A. Frey, bekannt geworden als Gründer der untergegangenen Bank Frey, Vizepräsident ist der aus Irland stammende Genfer Briefmarkenhändler David Feldman.

Nicht anwesend waren die vielen Spezialisten, die die Echtheit bestritten.

Nachdem mit «Salvator mundi» ein Leonardo-Gemälde, dessen Echtheit ebenfalls angezweifelt wird, einen Erlös von 450 Millionen Dollar erreicht hat, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die Wette der «Mona Lisa»-Eigner aufgehen wird. Durch die Bekanntheit des Motivs ist es bei der gegenwärtigen Preisentwicklung sogar vorstellbar, dass die «Earlier Mona Lisa» dereinst als erstes Gemälde die Milliarden-Dollar-Marke überschreiten wird. Der Generalsekretär der Stiftung, Joël Feldman, gibt sich auf Nachfrage zurückhaltend: «Die Mona Lisa Foundation ist nicht Eigentümerin des Bildes, sondern hat das Mandat, die Forschung

zu dem Bild voranzutreiben und es weltweit bekannt zu machen.» In den letzten Monaten wurde es in Hongkong und in Schanghai ausgestellt. Zurzeit dürfte es wieder in einem Genfer Safe liegen.

Schmuggelware im Tessin?

Mit «La Bella Principessa» liegt ein weiteres vermeintliches Leonardo-Bild in einem Schweizer Tresor. Wo genau, ist geheim. 2008 kaufte der kanadische Kunstvermittler Peter Silverman das kleinformatige Bild im Auftrag eines Schweizer Sammlers für rund 20 000 Dollar. Oxford-Professor und Leonardo-Spezialist Martin Kemp identifizierte die farbige Kreide- und Tintezeichnung als Werk Leonardos, sogar Fingerabdrücke des Meisters will er gefunden haben. Andere Experten zweifeln die Zuschreibung an, auch Frank Zöllner. Trotzdem, Silverman wurden schon 80 Millionen Dollar für das Bild angeboten.

Rätselhaft ist auch das Porträt «Isabella d'Este», das 2013 in einem Tresor im Tessin gefunden und 2015 von der Tessiner Polizei auf Geheiss der italienischen Behörden beschlagnahmt wurde. Das mutmassliche Leonardo-Gemälde sei zur Steuervermeidung in die Schweiz geschmuggelt worden. Das Bundesstrafgericht hat im Januar 2017 allerdings eine Beschwerde der Besitzerin Emidia «Bibi» Cecchini gutgeheissen; die Rückführung nach Italien wurde damit zumindest vorübergehend verhindert. Gemäss Cecchini ist das Gemälde schon seit hundert Jahren in der Schweiz.

nern stark an Gemälde aus der Werkstatt Leonardos.

Änderungen am Bild

Eine endgültige Beurteilung des Salvators ist derzeit jedoch unmöglich. Das liegt vor allem daran, dass das Gemälde sich bei seiner Entdeckung im Jahr 2005 in einem sehr schadhafte und dilettantisch übermaltem Zustand befand, der bislang nur sehr unzureichend dokumentiert ist. Ebenso wenig wurde bislang offen gelegt, wie oft und in welchem Umfang das Gemälde in den Jahren zwischen 2005 und 2017 restauriert wurde. Wie gravierend diese Frage ist, verdeutlicht ein Blick auf das seit 2011 zum «Salvator Mundi» publizierte Bildmaterial. Bei genauer Betrachtung dieses Materials stellt man fest, dass das Gemälde seit seiner ersten öffentlichen Präsentation im Jahr 2011 verändert wurde.

So zeigen die zwischen 2011 und 2014 publizierten Fotografien auf der rechten Bildseite eine ganze Reihe differenziert gestalteter Gewandfalten (Abb. 2). Der genaue Verlauf dieser Falten und ihrer Schatten ist sogar noch unterhalb der Glaskugel, die Christus in seiner Linken hält, gut zu erkennen. Die Aufnahmen des Jahres 2017 (Abb. 1) hingegen zeigen in diesem Bereich eine starke Vereinfachung der Falten sowie eine Reduzierung ihrer Zahl. Auch deren Verlauf unter der Glaskugel wurde vereinfacht und ist jetzt kaum noch sichtbar. Dieser Befund, der unlängst von Artwatch UK akribisch dokumentiert wurde, lässt nur einen Schluss zu: Ein Teil der heute sichtbaren Malerei stammt nicht von Leonardo selbst, sondern geht auf die zwischen 2005 und 2017 erfolgten Restaurierungen zurück. Allein schon um diese mit Blick auf die Vermarktung des «Salvators» vernichtende Feststellung zu entkräften, müsste die vollständige Dokumentation der Restaurierung publiziert werden ein-



Nächster Rekord? «Madonna mit der Spindel».

schliesslich einer lückenlosen (!) fotografischen Dokumentation der zwischen 2005 und 2017 erfolgten Eingriffe und Ergänzungen.

Auch ein weiteres Detail müsste geklärt werden. Es betrifft die zahlreichen Varianten und Kopien, die Leonardos Schüler nach seinem «Salvator»-Entwurf geschaffen haben. Fast alle Werkstattkopien weisen links neben den Ornamentbändern der Kreuzstola auf der Brust des Salvators eine Omega-förmige Fäلتelung des Gewandes auf (Abb. 3). Dieses Motiv findet sich auch auf einer Vorstudie, die Leonardo für seinen «Salvator»-Entwurf geschaffen hatte (Abb. 4). Das Omega-Motiv im Abu-Dhabi-«Salvator» hingegen ist zu einer kaum noch lesbaren Chiffre verkümmert.

Diese Reduktion eines auffälligen Details ist erstaunlich und lässt unterschiedliche Schlussfolgerungen zu: Entweder dieser Teil des Gemäldes stammt nicht von Leonardo selbst, sondern von einem Schüler, oder er ist das Resultat einer älteren oder der jüngsten Restaurierung. In jedem Fall weckt es ganz erhebliche Zweifel an der These, beim Abu-Dhabi-«Salvator» handle es sich um ein hundertprozentig eigenhändiges Werk Leonardo da Vincis.

Mit der spektakulären Vermarktung des «Salvator Mundi», die im Wesentlichen auf einem kompromisslos angewandten *Branding* fusste, verändern sich zwangsläufig zwei Dinge: unser Verständnis von Autorschaft und unser Begriff «Altermeistergemälde».

Wenn man die Beteiligung von Schülern und späteren Restauratoren stillschweigend unter die alleinige Autorschaft subsumiert, wie jetzt im Fall des «Salvators» geschehen, gibt es eigentlich kein Halten mehr. Legt man die Kriterien an, mit denen der «Salvator Mundi» zu einem hundertprozentigen Werk Leonardos erklärt wurde, dann kommen jetzt auch andere Gemälde für ein ähnlich grosszügiges Zuschreibungsprozedere in Frage, beispielsweise die «Madonna mit der Spindel». Von ihr existieren zwei qualitativ hochwertige Werkstattfassungen, die zweifellos auf Leonardos Entwurf zurückgehen. Beide befinden sich in Privatbesitz, beide werden seit Jahren immer wieder als teilweise eigenhändige Werke Leonardos ausgestellt. Sie sind die nächsten Kandidaten für die Jagd nach hochpreisigen Trophäen.

Frank Zöllner lehrt Kunstgeschichte an der Universität Leipzig. Er ist Autor zahlreicher Publikationen über Leonardo da Vinci, darunter das Werkverzeichnis der Gemälde, kürzlich in einer revidierten Neuauflage im Taschen Verlag erschienen. Zurzeit liegt der Schwerpunkt seiner Forschung bei der Leipziger Schule und Aby Warburg.

GOLF
IT'S MAGIC!

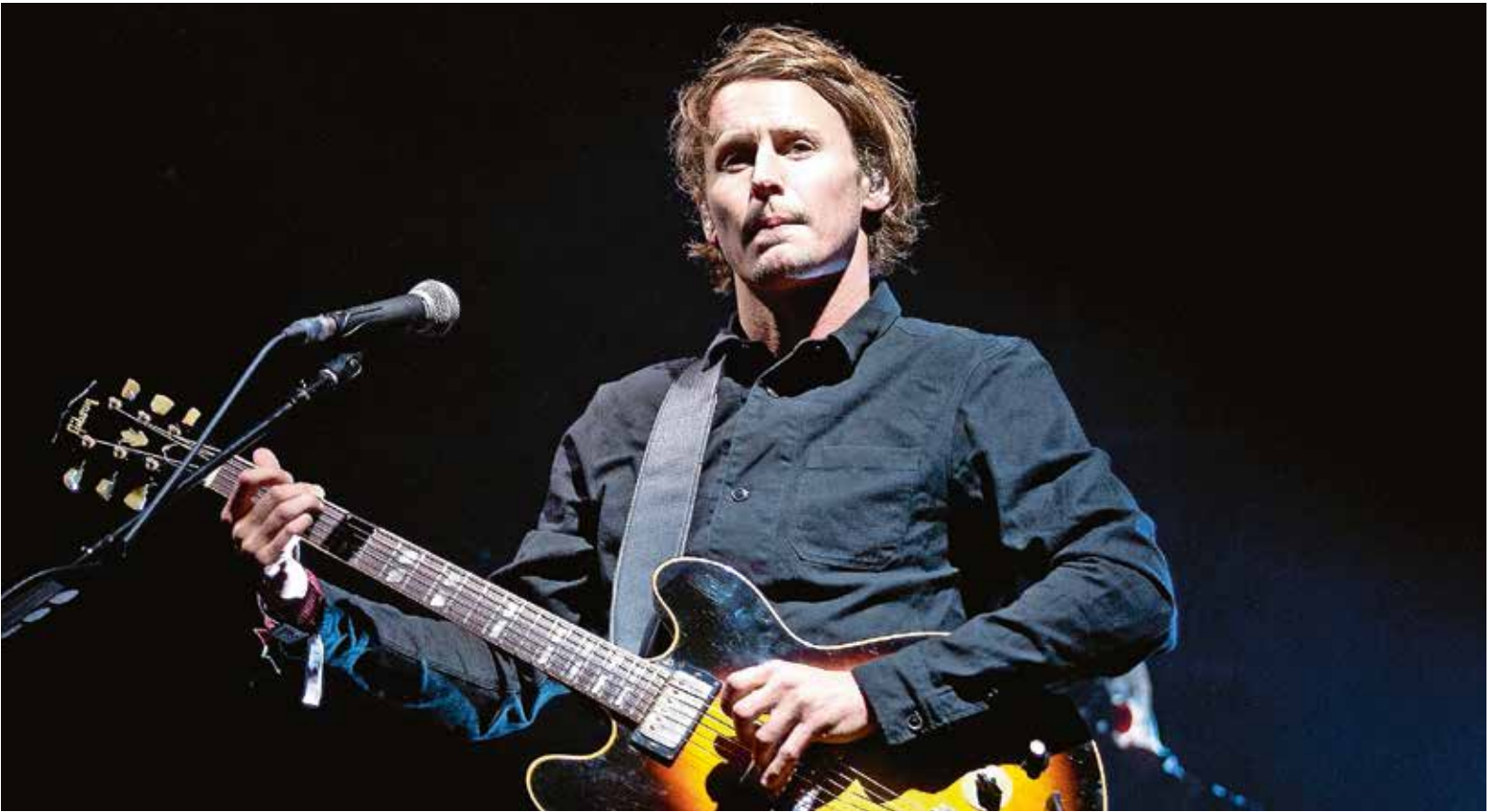


Ich spiele
um es den
Jungen mal
wieder zu zeigen

Entdecken Sie das Golfspiel
beim Tag der **offenen Tür**
in einem Club in Ihrer Nähe!

Melden Sie sich an unter www.magicgolf.ch





Eine Veränderung, die ein bisschen an Bob Dylan erinnert: Gitarrenmelancholiker Howard.

Musik

Ben wer?

Leise betrat Ben Howard 2011 die Bühne. Unzählige ausverkaufte Konzerte und zwei Brit Awards später erscheint im Juni sein neues Album. Wie schafft er es, kein Star zu bleiben? Von Anton Beck

Fast nichts ist momentan so angesagt wie Briten Ende zwanzig, die sich ihre Traurigkeit und Melancholie mit einer Gitarre von der Seele singen. Ob in der Art von Ed Sheeran, Harry Styles oder James Bay: Die netten Jungs von nebenan mit zerzaustem Haar und leicht schüchternem Blick tauchen in Massen auf und bringen wiederum Massen von Teenagern zum Kreischen. Was früher Oasis bediente, haben sie nun übernommen, und wer als Musiker Geld machen will, springt am besten auf die tragende Welle auf.

Das böte sich auch für Ben Howard an. Mit seiner schlichten akustischen Gitarre, einem Shirt, das so aussieht, als hätte er es soeben von seiner Tante geschenkt bekommen, und seiner stetigen Introvertiertheit passt sein Look perfekt in die Szene. Und sogar traurig sein kann Ben Howard gut. Wenn er nicht gerade eine verflossene Liebe beklagt oder grundlos bedrückt ist, ist es die Welt, die ihm in ihrer Grausamkeit und emotionalen Kälte zu schaffen macht. Dazu ein paar Moll-Akkorde, und schon haben Tausende Teenager einen weiteren Gitarrenmelancholiker, dem sie Liebesbriefe widmen können.

Doch so gut Howard auch ins Schema passt, er ist weitaus weniger präsent als seine Kollegen des Genres. Denn er will sich irgendwie nicht definieren lassen. Während Ed Sheeran mit dem Album «+» 2011 einen Welterfolg hatte und mit den nächsten Alben «>>» und «<<» nach dem Motto «Solange es gutläuft, wird nichts verändert» weitermachte, sucht Howard immer das Unbekannte. Der beste Beweis dafür ist sein drittes Album, «Noonday Dream», das am 1. Juni erscheinen wird und von dem bereits drei Vorab-Singles veröffentlicht wurden.

Seltener Grenzgänger

Dieses Unbekannte zeigt sich vor allem im Kontrast zu dem *surfer boy*-Image, das Howard gross werden liess und das ganz gut zu seiner Biografie passt. In London geboren und im südenglischen Devon aufgewachsen, verwarf er eine akademische Ausbildung und die Journalistenlaufbahn und widmete sich seiner Gitarre. Typisch Indie-Musiker eben. Doch im Gegensatz zu Sheeran oder Bay klappte es bei ihm mit dem Erfolg nicht über Nacht. Sein erstes Album, «Every Kingdom» (2011), brauchte etwas länger, bis es sich durchsetzen konnte.

Spätestens als Howard 2013 gleich zwei Brit Awards gewann, und das auch noch in den hartumkämpften Kategorien «British Breakthrough Act» und «British Male Solo Artist», kümmerten sich die Medien dann aber doch noch um ihn. Allerdings wussten sie nicht so recht, was sie mit diesem «Ben who?» (*The Independent*) anfangen sollten, und stellten ihn mit seinen schlichten akustischen Songs in die genannte Sheeran-Styles-Bay-Ecke. Damit bei all diesen Indie-Gitarrenhelden der Überblick nicht verlorenging, drückten Fotografen Howard am liebsten noch ein Surfbrett in die Hand. Der Stempel passte perfekt. Vielleicht war das der Grund, weshalb er es bei seinem zweiten Album anders machen wollte.

Was dabei herauskam, brachte die britische Tageszeitung *The Guardian* mit den Worten «Something has happened to Ben Howard» auf den Punkt. Auf «I Forgot Where We Were» (2014) tummeln sich elektrische Gitarren neben düsteren Stimmen und akustischen

Alles, was ihn einst zum Ed-Sheeran-Konkurrenten machte, fordert er heraus.

Wutausbrüchen. Selbst die ruhigen Momente sind anders, als sie es noch vor drei Jahren waren. Eine Veränderung, die ein bisschen an Bob Dylan erinnert, als er den Folksänger satt hatte und zum Rocker wurde.

Dass hinter so einem Imagewechsel eine kluge PR-Strategie steckt, liegt nahe. Aber

selbst dann: Es ist ein gewagter Zug. Vor allem, wenn viel Geld im Spiel ist, was bei Major-Labels wie Island Records, eine Tochtergesellschaft des Giganten Universal Music Group, bei der Howard unterschrieben hat, der Fall ist. Da fährt es sich mit Ed Sheeran und seinen Rechenzeichen +, ×, : leichter, da die Fans und das Label wissen, was sie erwartet.

Das ist ein urbritisches Phänomen. Zwar sind die Briten innovativ darin, neue Musikgenres zu erfinden, vom Punk der Sex Pistols bis zum Britrock der Arctic Monkeys, allerdings schaffen es britische Künstler nicht, aus ihrem gewohnten Umfeld auszubrechen. Das führt einerseits zu einem Einheitsbrei, der sich darin äussert, dass Verschwörungstheorien wie die Frage, ob Adele und Sam Smith, die beide einen James-Bond-Titel sangen, ein und dieselbe Person seien, im Netz tatsächlich diskutiert werden, und bringt andererseits einen Kategorisierungszwang mit sich. Grenzgänger gibt es selten.

Dem stellt sich Howard mit «Noonday Dream» erneut entgegen. Auf seinem neusten Album, für das er sich stolze vier Jahre Zeit liess, kehrt Howard dem *surfer boy*-Image nochmals stärker den Rücken. Nicht nur die melancholischen Meerestonaufnahmen hat Howard verbannt, sondern auch jegliche Mitsingmöglichkeit. Hymnen und normale Songstrukturen sucht man vergeblich, selten hat ein Lied eine radiotaugliche Länge. Alles, was Howard einst zum Ed-Sheeran-Konkurrenten machte und was ihm Preise und volle Hallen einbrachte, fordert er nochmals heraus. Das ist zwar nicht rational, aber das müssen Musiker auch nicht sein.

Handy-enthaltssam

Auch wie Howard so ein neues Album vermarktet, ist ungewöhnlich. Auf Social-Media-Kanälen gibt er sich minimalistisch, Journalisten meidet er genauso wie Talkshows.

Als Howard sich vor einem Jahr an dem Indie-Projekt «A Blaze of Feather» beteiligte, war zunächst gar nicht klar, ob er dabei seine Finger im Spiel hatte. Interessant ist das vor allem im Vergleich mit aktuellen Chart-Stürmern, deren wichtigstes Instrument ein Smartphone ist, mit dessen Hilfe sie in den Social Media permanent um Aufmerksamkeit buhlen.

Ob es Trotz ist, dass Howard alles daransetzt, nicht der nächste Teenie-Schwarm zu werden, ob es eine merkwürdige Marketingstrategie oder einfach sein Charakter ist, bleibt offen. So oder so: Es ist eine angenehme Abwechslung. Am 10. Juli wird Howard am Montreux Jazz Festival auftreten. Vor fünf Jahren war er zwar schon mal da, doch selbst für die, die ihn damals sahen, könnte es spannend werden. Denn einmal mehr lässt sich sagen, dass «etwas mit Ben Howard passiert ist».

Ben Howard: Noonday Dream.
Die neue CD erscheint am 1. Juni bei Island Records.

Gesellschaft

Frauen über vierzig und der Sex

Gwyneth Paltrow hat sich mit Smoothies gesundgetrunken. Jetzt will sie die Körpersäfte zum Fliessen bringen.

Von Wäis Kiani

Es gibt Frauen, die kurz nach ihrem 40. Geburtstag unerklärliche Obsessionen entwickeln, die auf eine intakte Sexualität hinweisen sollen. In Hollywood gibt es besonders viele solcher Frauen. Bei Madonna war es schlimm: Sie begann, zwanghaft auf ihren Platten-Covern ihren Schritt zu zeigen, und zwar so, dass ein Vorbeischaun nicht möglich war. Auch Hollywoodstar Julianne Moore – ein Wunderwesen, das mit sechzig immer noch aussieht wie Anfang vierzig – musste sich breitbeinig im Slip der Allgemeinheit feilbieten. Wer vom Sex-Virus befallen wird, redet auch plötzlich viel über Sex, und zwar ungefragt und mit jedem. Sex-Talking ist ein grosses Thema in der weiblichen Midlife-Crisis. Männer haben ihr Bedürfnis danach schon lange vor der Pubertät mit Hilfe schmutzigster Formulierungen aus dem Porno-Milieu befriedigt und müssen sich und ihrer Umwelt später nicht mehr so viel beweisen. Frauen trauen sich das aber anscheinend erst später im Leben. Und dann wird es – wie die Amerikaner sagen – ein bisschen *basic*, also: ordinär.

Männer in der Hummer-Falle

Jetzt hat Gwyneth Paltrow, Hollywood-Prinzessin, Ex-Frau von Britpop-König Chris Martin und eigentlich super *unbasic*, mit dem Team ihrer Lifestyle-Website «Goop» ein Sex-Buch herausgebracht. Es ist gerade erschienen, Titel: «The Sex Issue». Paltrow schrieb das Vorwort, in dem sie mitteilt, dass das Buch aufgrund der vielen Sex-Fragen entstand, welche die Goop-User angeblich dem Goop-Team nonstop stellen.

Es werden im Buch also Fragen beantwortet wie: «Was, wenn ich für den <friend with benefits> [Sexkumpel] tiefere Gefühle entwickle?» Antwort: «Jeder Mensch entwickelt anders Gefühle» – aha! «Shaving oder Waxing?» oder «Was macht Online-Dating mit einem?» Antwort: Man soll seine Apps als Hummer-Falle sehen, wo sich alle möglichen Hummer tummeln, bis man sich einen herausfischt. Aha! Auf demselben Niveau werden von US-Sexperten Fragen zu analsex, Sex zu dritt, Masturbation oder zum G-Punkt beantwortet. Natürlich gibt es eine lange Liste von hoch-

preisigen Sex-Toys – etwa ein Dildo aus 18 Karat Gold oder ein Vagina-Ei aus Jade. Und wie es der Zufall will, kann man genau diese Produkte auf Paltrows Portal Goop kaufen.

Es muss nicht immer der Falsche sein

Aber warum hat eine wie die Paltrow es nötig, über Anales zu sprechen? Ist der Titel des Buches etwa Programm, und sie hat ein *sex issue*? *Issue* kann man ja nicht nur mit «Ausgabe», sondern auch mit «Problem» übersetzen. Will sie die Welt wissen lassen, dass sie unglaublich viel Geschlechtsverkehr hat – also noch sehr jung und im Saft ist –, um damit ihren Marktwert als Schauspielerin zu steigern? Oder will sie wirklich ihren Followern helfen und ihnen mit ihren Tipps («Warum fallen viele Frauen immer auf den falschen Mann herein?») Antwort: «Mit Meditation kann man seine Muster ändern») zur Seite stehen?

Goop wurde 2008 gegründet und 2016 mit 36 Millionen Dollar dotiert. Das Lifestyle-Portal ist bekannt dafür, pseudowissenschaftliche Tipps und Quatsch zu verkaufen. Das Vertrauen von Millionen Frauen macht Goop zu einer Luxusmarke. Ist Gwyneth Paltrows Buch jetzt gut oder schlecht? Es ist gut für sie – und ansonsten vollkommen nutzlos.



Dildo aus 18 Karat Gold: Gwyneth Paltrow.



Die Bibel

Fürchte dich nicht

Von Peter Ruch

Fürchte dich nicht», «Fürchtet euch nicht» – dieser Ausruf ist in der Bibel über hundert Mal anzutreffen. Die Furcht ist ein wichtiges Alarm- und Schutzsystem. Sehe ich einen aus dem Zoo entlaufenen Tiger in den Garten springen, ist es lebenswichtig, dass ich mich fürchte. Das gilt auch für die Angst, sich auf Felsklippen vorzuwagen. Das Alarmsystem ist aus instinktiven und kulturellen Reflexen zusammengesetzt. Ängste lassen sich fördern und bewirtschaften, wie Beda Stadler (*Weltwoche* Nr. 16/18) dargelegt hat.

Sind manche Ängste lebenserhaltend, so gilt das für das Gegenteil, die Überwindung von Ängsten, noch mehr. Damit Kinder dreidimensional wahrnehmen lernen, müssen sie sich frühzeitig in der realen Welt bewegen, Dinge anfassen, umgehen, besteigen und Erfahrungen mit ihnen sammeln. Schützt man ein Kind vor den damit verbundenen Risiken, besteht die Gefahr, dass seine Hirnentwicklung und seine Lebenstüchtigkeit geschmälert werden.

Hier besteht ein Problem unserer sicherheitsbesessenen Zivilisation: In den USA, deren Dummheiten wir ebenso kopieren wie deren Errungenschaften, drohen Eltern, die ihre Kinder zur Selbständigkeit erziehen, Massnahmen bis zum Entzug des Sorgerechts. Mit Folgen: Die Kreativitätsforscherin Kyung Hee Kim hat nachgewiesen, dass die Fähigkeiten der Kinder, ungewöhnliche Ideen zu entwickeln, seit 1990 rapide abgenommen haben. Vor dreissig, vierzig Jahren war die Erziehung noch nicht auf intellektuelle Förderung getrimmt. Die Heranwachsenden vergrösserten ihren Aktionsradius selbst, meist mit Rückschlägen und Gefahren. Zumutungen erzeugen Mut. Ist ein Viertel der 18- bis 25-Jährigen depressiv, so dürfte dies mit der Überbehütung zusammenhängen. Ebenso die Tatsache, dass an Universitäten Querköpfe rar geworden sind. Furcht zu überwinden, ist keine fromme Marotte, sondern die beste Therapie für eine verzagte Zivilisation. Dazu braucht es keine Tollkühnheit, wohl aber *Gwunder* und Vertrauen. Gottvertrauen.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Mutig gegen die Gleichgültigkeit: Florence Green (Emily Mortimer) in «The Bookshop».

Kino

Objekt ganz seltsamer Begierden

Der skurrile Brit-Film «The Bookshop» ist in Zeiten von E-Books und Onlinehandel eine Hymne aufs Buch und seine Zunft.

Von Wolfram Knorr

Ein Buch, schwärmt die Erzählerin, sei wie ein Haus, in dem man sich beim Lesen ein Heim schaffe, und Florence Green (Emily Mortimer) wandert gerne durch zahllose solcher Häuser und viele Heime. Sie ist Buchhändlerin und möchte deshalb im idyllischen Küstenstädtchen Hardborough, in einem wunderschönen alten Haus, das sie erworben hat, einen Buchladen aufmachen. Hier lese doch niemand, warnt sie ein Fischer. Eigentlich gebe es nur einen, der so was macht, Mr Brundish (Bill Nighy), ein verschrobener Typ, ein Einsiedler. Florence ficht das nicht an, Bücher sind ihr Ein und Alles. In einem Buchladen hatte sie ihren Mann kennengelernt, der im Zweiten Weltkrieg gefallen ist. Jetzt, in den späten 1950er Jahren, widmet sie sich ganz ihrer anderen Liebe, die sie über alles hinwegtröstet.

«The Bookshop» von Isabel Coixet («My Life Without Me»), nach dem gleichnamigen Bestseller (1978) von Penelope Fitzgerald, wirkt in Zeiten rauschenden Onlinehandels und von E-Books wie ein in historisches Kolorit getunktes Märchen, in dem – exotisch anmutend – das Buch noch ein Objekt seltsamer

Begierden war. Auch wenn sich Florence mutig gegen die Gleichgültigkeit der Provinzler durchsetzt und im alten Gemäuer ihren Buchladen eröffnet, als befände er sich in «Tausendundeiner Nacht», und selbstvergessen in den Seiten blättert, bleibt die lokale Grande Dame Violet Gamart (Patricia Clarkson) in ihrer Intrige nicht untätig. Das Haus, so ihre Order, habe ein Kunstzentrum zu werden; die Repräsentationseinrichtung soll ihr Prestige festigen. Dabei ist ihr alles recht, um Florence aus dem Haus zu treiben. Aber Mr. Brundish, der sich für Florence einsetzt und, gemessen an seiner Verschlossenheit, mit unbritischer Rambohaftigkeit Madame Gamart in Grund und Boden abkanzelt, gleitet an der marmorglatten Lady trotzdem ab. Als Florence Nabokovs kühne Neuheit «Lolita» ins Schaufenster stellt, überspannt sie den Bogen für die Bewohner – obwohl die gar nicht lesen.

Den Konflikt zwischen vermufftem Konservatismus und beginnendem Liberalismus am Ende der 50er Jahre verharmlose Isabel Coixet zur biedereren Schmonzette, hiess es in den Kritiken. Ich finde das ganz und gar

nicht. Coixet schildert mit sanfter, spitzweghafter Ironie die rührende Ernsthaftigkeit von Florence' grosser Liebe. Gerade dieses Genrehafte eines schnurrenden Bücher-glücks, diese Tagtraumästhetik, macht «The Bookshop» kurzweilig.

Zu den herrlichsten Szenen gehören Florence' Auftritt auf einer Party von Madame Garmart und die Einladung bei Mr Brundish. Mit wunderschöner Kühle und Connaissance-Lust fängt die gebürtige Katalanin Coixet den britischen Snobismus ein, so etwa am schnauzbärtigen Ex-Offizier mit dem Blick toleranten Angewidertseins und nasalem Sherry-Tonfall oder an den porzellanigen Ladys in ihren schulterfreien Rüschenkleidern, gefältelt wie schwere Cambridge-Vorhänge, und mit ihren hochgezogenen Eitelkeitsbrauen. Und wenn die beiden Bücherwürmer Florence und Brundish beim Tee wie auf einer abgewandten Seite der Welt sitzen und ihre Gefühle, die sie füreinander empfinden, nur über Bücher zum Ausdruck bringen können, wird die Seelenverschmelzung von Emily Mortimer und Bill Nighy zu einem tragikomischen Spass. Coixet bettet alles in schöne Kuschelbilder, Situationen, Stimmungen ohne Sentimentalität, ohne Pathos. «The Bookshop» ist eine Hymne aufs Buch. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Wonderstruck — Zum Charakteristikum des kreativen Kindergeschichtenerzählers und Illustrators Brian Selznick («Hugo Cabret») gehört das poetisch-magische Spiel mit Raum und Zeit, das er in labyrinthische Abenteuer umsetzt. Nach Martin Scorseses «Hugo Cabret» (2011) hat nun Todd Haynes («Carol») ein weiteres Selznick-Buch verfilmt, und wieder geht es um verlorene Kinder auf der Suche nach Sehnsuchterfüllung. In «Wonderstruck» (etwa: grosses Staunen) sind es zwei 12-Jährige aus verschiedenen Epochen, die sich quasi aufeinander zubewegen. Ben (Oakes Fegley), in den 1970er Jahren, sucht seinen Vater, und Rose (Millicent Simmonds) möchte – fünfzig Jahre früher – zu ihrer Schauspielermutter (Julianne Moore) in New York. Zwei Kinder, die aus ihrer wurzellosen Realität ausbrechen und ihren Sehnsüchten folgen. Wie ihre Ge-



Visuelles Glanzstück: «Wonderstruck».

schichten miteinander verknüpft werden, ist kurios. Haynes, ein Meister in der Rekonstruktion alter Zeiten («Far from Heaven»), lockt den Zuschauer mit Parallelmontagen in die zwanziger Jahre der Stummfilmära, in der die Bilder schwarzweiss sind und nicht gesprochen wird, und in die Farbenpracht der Siebziger. Kann Rose nicht reden, weil sie aus der Stummfilmära stammt, so kann Ben nicht hören, weil ein Blitzschlag sein Gehör beschädigte. Haynes' Film ist ein Kabinett der Wunder, in dem sich der Zuschauer wie in einem Kokon fühlt. Ein bengalisches Feuerwerk, ein visuelles Glanzstück, das sich in emotional überwältigende Höhen schraubt. ★★★★★☆



Weltbeherrschungswahn: «Deadpool 2».

Deadpool 2 — Die Superhelden brechen nicht nur den Weltbeherrschungswahn der Bösen, sie brechen auch an den Kassen alle Rekorde und geben sich die Klinke in die Hand. Nach den «Avengers» und ihrem «Infinity War» nun die ungehobelteste aller Superknalltüten, die ebenfalls Rekorde einspielen wird. Im Vorfeld der Produktion gab es Knatsch zwischen Ryan Reynolds (Held und Produzent) und Regisseur Tim Miller. Der ging, und David Leitch folgte. Für Fans. ★★★★★☆

Knorr's Liste

1	Loveless Regie: Andrei Swjaginzew	★★★★☆
2	No Way Out Regie: Joseph Kosinski	★★★★☆
3	In den Gängen Regie: Thomas Stuber	★★★★☆
4	You Were Never Really Here Regie: Lynne Ramsay	★★★★☆
5	Das schweigende Klassen... Regie: Lars Kraume	★★★★☆
6	3 Tage in Quiberon Regie: Emily Atef	★★★★☆
7	A Quiet Place Regie: John Krasinski	★★★★☆
8	Avengers: Infinity War Regie: Anthony und Joe Russo	★★★★☆
9	Isle of Dogs Regie: Wes Anderson	★★★★☆
10	Lady Bird Regie: Greta Gerwig	★★★★☆

Jazz

Musikalische Tektonik

Von Peter Rüedi

Monotonie ist eine Frage der Rezeption. Wie die Monochromie. Ob einen die weissen Bilder von Robert Ryman langweilen, hängt ganz davon ab, was man als Betrachter an eigener Fantasie zur Bevölkerung der Leerräume aufbringen mag – oder an Aufmerksamkeit für die feinen Texturen und Nuancen der Oberflächen. Es gibt bei Ryman hundert verschiedene Facetten von Weiss. Ernst Ludwig Kirchner sah den Davoser Schnee in allen Farben des Spektrums, Ryan ist in dieser Hinsicht nur radikaler: Er überlässt es dem Betrachter, was er in seine Varianten von Weiss hineinliest.

Die Assoziation zur (scheinbaren) Monotonie vieler minimaler Musikformen, von Erik Saties «musique blanche et immobile» oder «musique d'ameublement» bis zu John Cage, Morton Feldman und Steve Reich, alles Ahnen des Schweizer Pianisten Nik Bärtsch, ist nahe liegend, wenn auch Bärtschs «Ritual Groove Music» oder «Zen Funk» zusätzlich an einen fernöstlichen Bezugspunkt anknüpft. Seine Gruppe Ronin nennt er nach den herrenlos vagabundierenden japanischen Samurai, und er ist ein Bewunderer der japanischen Kampfkunst, in der sich die Gegner bewegungslos gegenüberstehen, bis die Spannung urplötzlich in eine irrsinnig schnelle Bewegungskombination umschlägt.

Zum rituellen Sog von Bärtschs Quartett (die Band des Pianisten machen heute die langjährigen Partner Sha, Bassklarinetten und Alto, Thomy Jordi am Bass und Kaspar Rast am Schlagzeug aus) gehört ein besonderes Zeitverständnis. An der Weiterentwicklung der «Module» genannten Stücke arbeiten die vier jahrelang, nach Möglichkeit jeden Montag im Zürcher Klub «Exil»; zur Community von Bärtschs Ritualen gehört das Publikum ebenso wie die Musiker. Die sind über die Jahre zu einer beispiellosen Dichte zusammengewachsen und lassen die ihre kunstvoll polymetrische Kunst wie ein Naturereignis erleben: Dynamische Vorgänge wie geologische Verwerfungen, abwartende Statik und bestürzende Eruptionen. Oder ein plötzliches Schweigen wie das Aussetzen des Herzschlags.



Nik Bärtsch's Ronin:
Awase. ECM 2603
6735867

Todesengel

Bittere Armut trieb die Bardame Evelina Marmon zu einer verzweifelten Tat. Unter Tränen übergab sie ihr Neugeborenes einer Pflegemutter. Sie konnte nicht wissen, dass sie ihre kleine Doris der grössten Massenmörderin der Weltgeschichte in die Hände legte. *Von Giles Milton*

Es begann mit einer Anzeige in der Zeitung *Bristol Times and Mirror*. «Gesucht», stand da, «ehrbare Frau, die kleines Kind übernimmt.» Das Inserat war von Evelina Marmon, einer 25-jährigen Bardame, platziert worden.

Zwei Monate früher, im Januar 1896, hatte Evelina ein Mädchen namens Doris geboren. Da sie Nahrung und Kleidung des Kinds nicht bezahlen konnte und von dem Mann, der sie geschwängert hatte, verlassen worden war, blieb Evelina nichts anderes übrig, als eine Pflegefamilie zu suchen.

Als sie die Anzeige durchlas, die sie in der Zeitung platziert hatte, fiel ihr ein anderes Inserat auf derselben Seite auf. «Ehepaar ohne Nachwuchs adoptiert gesundes Kind, hübsches Landhaus. Preis: £ 10.–»

Pflegeeltern waren nichts Ungewöhnliches im viktorianischen Grossbritannien. Ungeordnete Schwangerschaften und Armut hatten eine regelrechte Industrie hervorgebracht, Tausende illegitimer Kinder wurden diskret bei barmherzigen Familien untergebracht. Die Mutter des unerwünschten Kindes zahlte einen Betrag – entweder aufs Mal oder in Monatsraten – und wurde so vom Stigma eines unehelichen Kindes befreit.

Evelina, eine temperamentvolle Blondine, las die Anzeige und hatte das Gefühl, endlich Glück zu haben. Sie schrieb der Dame – einer Mrs Harding in der Oxford Road in Reading – sofort und bat um mehr Informationen.

Die Antwort liess nicht auf sich warten. «Ich würde mich freuen, ein liebes kleines Mädchen zu haben, das ich grossziehen und mein Eigen nennen könnte», schrieb Mrs Harding. Sie lieferte auch etwas mehr Informationen über ihre Kinderliebe. «Wir sind gewöhnliche, einfache Leute in recht guten Verhältnissen. Ich möchte ein Kind nicht wegen des Geldes, sondern damit es mir Gesellschaft leistet und weil es dann gemütlicher ist. Ich und mein Mann haben Kinder sehr gern. Ich habe kein eigenes Kind. Bei mir bekommt ein Kind ein gutes Zuhause und Mutterliebe.»

Evelina war begeistert von dem, was sie las: Ihre Gebete waren erhört worden. Mrs Harding beschrieb auch den zauberhaften Ort, wo sie und ihr Mann wohnten. Es gab einen grossen Gemüsegarten sowie einen Obstgarten. Es war der perfekte Ort, um ein Kind grosszuziehen.

Nur ein Detail liess Evelina kurz zögern: Mrs Harding schrieb, eine wöchentliche Rate



Mrs Harding war nicht, wer sie zu sein vorgab.

für die Pflege der kleinen Doris komme nicht in Frage. Sie wolle eine einmalige Zahlung von zehn Pfund. Sie schrieb, sie übernehme die volle Verantwortung für das Kind und Evelina werde sich wegen ihres unehelichen Kindes nie mehr sorgen müssen.

Evelina war nicht wohl dabei. Wie für jede junge Mutter war auch für sie die Vorstellung, für immer von ihrem Neugeborenen getrennt zu werden, äusserst schmerzhaft. Doch befand sie sich in einer so üblen Notlage, dass sie sich auf Mrs Hardings Bedingungen einliess. Eine Woche später traf Mrs Harding in Cheltenham ein, um die kleine Doris abzuholen.

Und jetzt erlebte Evelina eine äusserst unangenehme Überraschung. Sie hatte erwartet, dass Mrs Harding jung und mütterlich sein würde. Stattdessen erwies sie sich als ältere Frau mit einem grobschlächtigen Gesicht.

Die liebevolle Art, wie Mrs Harding dann das Baby aufhob, beruhigte Evelina etwas: Die Frau wickelte Doris sorgfältig in einen Schal – wegen

der kühlen Abendluft, wie sie sagte. Nachdem sie noch etwas von dem wunderbaren Heim, in welchem das Baby grossgezogen würde, erzählt hatte, ging sie davon. Evelina vergoss eine stille Träne, als sie zum Abschied winkte.

Ein paar Tage später schrieb Evelina an Mrs Harding, um Neuigkeiten von ihrem Baby zu erfahren, und war erleichtert zu hören, dass alles bestens sei. Doch das war die letzte Nachricht von ihrem Baby, die sie erhielt. All ihre folgenden Briefe blieben unbeantwortet. Aus gutem Grund: Die kleine Doris war tot.

Erst viel später kam die grausige Geschichte ans Licht, eine Geschichte, die das viktorianische Grossbritannien schockieren und mit Abscheu erfüllen sollte. Mrs Harding war nicht, wer sie zu sein vorgab. Ihr richtiger Name lautete Amelia Dyer. Unter dem Vorwand, Pflegemutter zu sein, nahm sie (gegen ansehnliche Summen) uneheliche Kinder zu sich und ermordete sie.

Amelia Dyer nahm die kleine Doris nicht mit nach Reading, wie sie versprochen hatte. Sie brachte sie vielmehr in die Mayo Road in Willesden, wo ihre Tochter wohnte. Im oberen Zimmer nahm sie aus einer Schachtel weisses Bortenband, das sie eng um den Hals der kleinen Doris wand, so dass diese langsam erstickte. Sie versetzte die Babykleider, mit denen sie noch ein paar zusätzliche Schilling verdiente, dann wickelte sie die Leiche in ein Handtuch.

Am nächsten Morgen nahm sie ein weiteres Kind in Empfang, den dreizehn Monate alten Harry Simmons. Auch er wurde erdrosselt.

Am folgenden Abend steckte Dyer die beiden Leichen in eine alte Reisetasche und schmiss diese beim Caversham Lock an einer einsamen Stelle in die Themse. Sie bemerkte nicht, dass die Tasche nicht versank.

Sie wusste auch nicht, dass sie polizeilich überwacht wurde. Wenige Tage vor dem Tod der kleinen Doris hatte die Polizei nahe Reading nämlich ein Paket aus der Themse gefischt. Als es geöffnet worden war, stellte man fest, dass es die sterblichen Überreste eines Babys enthielt. Entscheidend war, dass auf dem Paket auch der verschmierte Rest eines alten Etiketts klebte. Dank raffinierter Detektivarbeit kam die Polizei so Amelia Dyer auf die Spur.

Da sie diese der Ermordung von Babys verdächtigte, suchte die Polizei einen Flussabschnitt mit Schleppnetzen ab. Sie förderte drei Babyleichen zutage und stiess auf die Tasche mit den Leichen von Doris Marmon und Harry Simmons.

In der dritten Maiwoche wurde Amelia Dyer des Mordes angeklagt. Sie bekannte sich eines Mordes schuldig, desjenigen an der kleinen Doris, und machte zu ihrer Verteidigung Geisteskrankheit geltend.

Dies wurde rasch abgelehnt. Die Geschworenen brauchten nur viereinhalb Minuten für ihren Schuldspruch, und zwei Wochen später wurde Amelia Dyer gehenkt. Erstaunlicherweise wurde ihre Tochter nie strafrechtlich verfolgt.

Die Polizei fand nie heraus, wie viele andere Babys Amelia Dyer umgebracht hatte, aber die grosse Sammlung von Babykleidern und Briefen, die man in ihrem Haus entdeckte, deutete darauf hin, dass sie noch viele andere ermordet hatte. Ja, es gab Leute, die glaubten, sie habe über vierhundert Babys umgebracht, was sie zur emsigsten Mörderin der Geschichte gemacht hätte.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer
Lesen Sie nächste Woche: **Probe für den D-Day**



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Kürzlich habe ich mein Kind geschlagen, ich hatte mich nicht mehr unter Kontrolle. Seither plagt mich das schlechte Gewissen. Trotzdem frage ich mich, obschon dies ja heute tabu ist: Gibt es nicht auch Situationen, in denen handfestes Eingreifen angebracht ist, wenn alle anderen Massnahmen nicht mehr helfen?

Kinder sollte man nicht schlagen. Das ist heute sogar strafbar. Sie haben es trotzdem getan, weil Sie sich «nicht mehr unter Kontrolle hatten». Im Volksmund heisst es oft: «Die Hand ist mir ausgerutscht!» Das schlechte Gewissen ist dann da. Es plagt einen immer, wenn man sich nicht mehr unter Kontrolle hat. Und es ist mit allen Strafen – und auch eine Ohrfeige ist eine Strafe – so. War sie nötig, ist sie gut oder gar schädlich?

Doch sich deswegen zu hintersinnen, ist zwecklos. Ich gehe einmal davon aus, dass Sie Ihr Kind nicht grausam verprügeln, sondern dass es sich um eine Ohrfeige, einen «Nasenstüber», einen Schlag

auf den Hintern gehandelt hat. Auch das sollte man zwar lassen, aber allen Eltern ist dies schon passiert. Man sollte solches auch nicht all zu hoch hängen, denn es gibt grausamere, oft unbewusste Erziehungsmethoden, die bei den Kindern mehr Schäden anrichten. Ich denke an seelische Vernachlässigungen, Ausgrenzungen, Isolierungen und dergleichen mehr. Sie werden in der öffentlichen Diskussion viel weniger heftig abgelehnt als eine Körperstrafe.

Eine Ohrfeige schmerzt vielleicht im Augenblick und bedeutet für den Moment eine Demütigung. Aber der Schmerz geht für ein sonst liebevoll erzogenes Kind vorbei. Und wenn Sie es nachträglich noch bedauern, ist die Sache erst recht wieder in Ordnung.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Hoffen auf Isolation

Die Von-Roll-Gruppe hat eine legendäre Vergangenheit als Riese der Schweizer Industrie und führt heute mit einem Jahresumsatz von rund 330 Millionen Franken das Dasein eines mittelgrossen Unternehmens. Nach einigen Verlustjahren hat die Firma 2017 wieder einen positiven Betriebsgewinn erzielt und ein Umsatzwachstum von innen heraus erreicht. Die Betriebsmargen waren aber noch niedrig, und das laufende Jahr soll in bessere Zeiten führen. Ein 2017 gestartetes Programm zur Senkung der Material- und Produktionskosten sowie die Neuorganisation des Vertriebs sollen die Fitness der Firma erhöhen. Das von Wädenswil nach Breitenbach umgesiedelte Unternehmen stellt Produkte für den Energiesektor her und zählt in der Nische der Elektroisolation zu den

Aktienkurs von Von Roll

Vom 8. bis 15. Mai 2018, in Franken



führenden Anbietern, die von der Ausdehnung der Märkte für Elektromobilität und Energiespeicherung profitieren. Der Aktienkurs hat sich nach einem guten 2017 in jüngerer Zeit etwas nervös seitwärts bewegt. *Beat Gygi*



Thiel

Autobiografie

Von *Andreas Thiel*

Kritiker: Was kommt jetzt nach dem Ende Ihrer Bühnenkarriere?

Thiel: Ich schreibe meine Autobiografie: «Wie ich eher zufällig die Schweiz rettete».

Kritiker: Und wie ging das?

Thiel: Ich habe so was ja noch nie gemacht. Deshalb beginnt die Geschichte erst im Jahr 2020, als die EU die Nato darum bat, in der Schweiz die Urteile des Europäischen Gerichtshofes durchzusetzen, nachdem der Bundesrat einen Rahmenvertrag unterschrieben hatte, obwohl das Volk diesen zuvor an der Urne verworfen gehabt hatte. Ich bezahlte meine Verkehrsbussen so lange nicht, bis der Bundeshaushalt zusammenbrach und der Bundesrat sich gezwungen sah, meinen Forderungen nachzugeben und den Rahmenvertrag mit der EU wieder aufzukündigen. Zudem revidierte ich die AHV, deregulierte die Wirtschaft und schaffte die Finma ab.

Kritiker: Das klingt unbescheiden.

Thiel: Nur, wenn man bloss den ersten Band kennt. Der zweite trägt den Titel «Wie uns die Umstände manchmal Bescheidenheit lehren». Darin schildere ich, wie ich die Schweiz dann doch nicht retten konnte.

Kritiker: Wieso nicht?

Thiel: Es war einfach zu viel für einen allein.

Kritiker: Sie gaben auf?

Thiel: Nein. Ich wusste, dass man gemeinsam mehr erreicht. Deshalb gründete ich eine Partei. Ich nannte sie Schweizerische Volkspartei, kurz SVP.

Kritiker: Diese Partei existierte doch bereits.

Thiel: Ja, darum widmete ich mich dann anderen Dingen.

Kritiker: Was für Dingen?

Thiel: Dingen, welche die Schweiz nicht retten würden. Und ich merkte, dass ich nicht der Einzige war, der dies tat. Im Grunde widmeten sich fast alle diesen Dingen. Davon handelt der dritte und letzte Teil meiner Autobiografie. Der Titel lautet: «Nur wer Sinnloses tut, ist nie allein».

Kritiker: Und womit endet Ihre Autobiografie?

Thiel: Mit dem Satz: «Der Gang in die Knechtschaft ist ein Spaziergang.»

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Vom Zeitgeist kalt erwischt

Nervenkitzel im und um den Circus Knie kurz vor einer wichtigen Abstimmung. Von *Hildegard Schwaninger*

Es ist noch nicht allzu lange her, da war **Franco Knie** ein veritabler Zirkusprinz, er sah blendend aus in der Manege, wo er seine Elefanten vorführte, und er war ein Liebling der Klatschpresse, weil er eine Freundin hatte, die eine echte Prinzessin war. **Stéphanie von Monaco** tourtedamals mit dem «Schweizer National-Circus» durchs Land. Das sind Tempi passati. Elefanten werden im Zirkus keine mehr vorgeführt, **Franco Knie** ist mittlerweile mit **Claudia** verheiratet, einer rassigen Italienerin, mit der er Zwillinge hat. Der begabte Dompteur und Elefantenkenner ist nicht mehr Zirkusartist, heute hat er ein Thai-Restaurant im Kinderzoo in Rapperswil, die «Himmapan Lodge». Die ist beliebt für Firmenanlässe und andere Events, wo man zum Essen auch noch eine Führung mit **Franco Knie** durch den Elefantenpark buchen kann.

Der Zeitgeist hat den Circus Knie kalt erwischt. Die Zeichen stehen auf Sturm. Erst kamen die Tierschützer. Was im Zirkus den Nervenkitzel ausmachte – Raubtiernummern –, wurde verpönt. Solche sind in der Schweiz zwar nicht verboten; der Circus Knie schaffte sie freiwillig ab: Man will ja nicht, dass vor dem Zelt demonstrierende Tierfreunde stehen. Sie sind gnadenlos, wenn es um Menschen geht. Oder gar Bärennummern, wie in russischen Zirkussen – in der Schweiz undenkbar. Eine Nummer, Tiger mit Nashorn, wie sie **Fredy Knie jun.** vor über dreissig Jahren zeigte, das gäbe heute zu einem gesamtschweizerischen Aufschrei. So beschränkt sich der Zirkusdirektor und international ge-

fragte Pferdedompteur auf seine Pferdenummern, die – wie Kenner meinen – die besten der Welt sind. Wenn der «Schweizer National-Circus» nicht im eigenen Land auf Tournee ist, tritt **Fredy Knie** mit seinen Pferden in Monte Carlo, Amsterdam et cetera auf.

Der Zeitgeist setzt dem Circus Knie brutal zu. Jetzt kommt die Abstimmung «Freier Sechsläutenplatz». Am 10. Juni entscheidet das Zürcher Stimmvolk über eine Initiative, die fordert, dass der Platz nur noch an 65 Tagen im Jahr für Events vermietet werden darf (zurzeit sind es 180). Eine Entscheidung über das Schicksal des Circus Knie. Die Familie Knie zittert, man buhlt um die Sympathie des Stimmvolks mit dem, was zur Verfügung steht: einem Programm, das – trotz der Einschränkungen durch den Zeitgeist – sehenswert ist und viel Spass macht. Zwei unschlagbare Nummern aus Moskau: der Kontorsionist **Alexandr Batuev**, der sich so verbiegen kann, dass er in eine 53×43 cm grosse Kiste passt; acht Russinnen (die Skokov Troupe) mit Luftakrobatik auf der russischen Schaukel. Tele-Züri-Moderatorin **Patricia Boser**, mit ihrem Sohn **Kai** an der Zürcher Premiere, machte zu dieser Nummer einen witzigen Kommentar: «So vergnügen sich die Haremsdamen, wenn der Scheich aus dem Haus ist.» Zeitgeist auch bei der Clowndarbietung: Die melancholische Poesie der klassischen Clownnummer (Weissclown und dummer August) macht der schrillen Comedy-Frau **Helga Schneider** (eigentlich: **Regula Esposito**) Platz.



Fast verliebt

Moste mich nicht!

Von *Claudia Schumacher*

Der Fall Joana endet mit einer unerhörten Wendung: Sie hat Maxim von heute auf morgen vom Sofortgeliebten zur Persona non grata gemacht. Sie flog mit ihm in den siebten Himmel – und blockier-

te ihn dann auf Facebook. Sie erinnern sich? Mein Cousin heult seit einer Weile rum. Er hatte «vielleicht die Richtige» gefunden, verbrachte eine tolle Nacht mit ihr, dann wollte sie nichts mehr von ihm hören. Letzter Stand: Wir dachten, ihr Verhalten hänge damit zusammen, dass sich keine coole Frau emotional auf einen Typen einlässt, dessen hoher Frauenverschleiss in einer Kolumne thematisiert wird. Nur scheint die Sache doch ganz anders gewesen zu sein.

In der Zwischenzeit hat Maxim ihr einen Brief geschrieben. So einen auf Papier, einen ehrlichen, in dem er seine Gefühle darlegte und darum bat, sie doch einfach noch mal auf einen Kaffee zu treffen, um das Bild, das nach dem Lesen der Kolumne bei ihr wohl entstanden sei, korrigieren zu dürfen. Sie aber reagierte nicht nur nicht, sie blockierte ihn auch auf sämtlichen Kanälen. Ein paar Tage später schickte sie



Sehenswertes Programm: Fredy Knie jun.



«Scheich aus dem Haus»: Moderatorin Boser.



Poetische Melancholie war gestern: Helga Schneider.

Die Zürcher Premiere war ein einziger Werbespot für ein Nein am 10. Juni. Nationalrätin **Doris Fiala** war da (ihr Mann **Jan Fiala** wurde vom Zauberkomödianten **Coperlin** aus Las Vegas, hinter dem sich der Schweizer **Dustin Nicolodi** verbirgt, in die Manege geholt) sowie Regierungsrätin **Silvia Steiner** und Stadtrat **Filippo Leutenegger**. In der Pause lud **Mary-José Knie**, die in einer bezaubernden Pferdenummer zum Charles-Aznavour-Lied «Les deux guitares» auftritt, in den Pressewagen, wo sich **Trudie Götz** alt Bundesrat **Christoph Blocher** vorstellte: «Ich bin die Fashion Queen.» Sie war mit ihrem Mann, Architekt **Heinz Müller**, da. **Martina Hingis** war auch da. Unter den Gästen zudem der Musiker **Pepe Lienhard** an Krücken (Hüftoperation) – der Lauf der Zeit! – und die Sängerin **Nubya**, die eine ganz neue Frisur (glatte Spaghetti-Haare) hat, so dass man sie gar nicht erkannte.

Franco Knie, elegant wie eh und je, ist mit seiner Frau **Claudia** auch dieses Jahr beim Knie-Gastspiel am Sechseläutenplatz präsent: mit der «Himmapan Lodge» als Pop-up-Restaurant. Dort gibt es exzellentes Thai-Essen. Sohn **Franco Knie jun.** wiederum ist mit seiner attraktiven chinesischen Frau **Linna Knie-Sun** und Sohn **Chris Rui Knie** Teil des Zirkusprogramms. Mit einer Drohnen-Nummer. Auch Zeitgeist: Noch letztes Jahr führten sie Elefanten vor.

Der Circus Knie am Bellevue: Für viele gehört er dorthin, mit seinen betörenden Klingeltonen, seiner lockenden Musik, seiner Kunst, seinen freakigen Artisten und dem lachenden Publikum. Er bringt Freude, und er spült Geld in die Stadtkasse. Mit jedem Gastspiel zirka eine halbe Million Franken. Die Wahl am 10. Juni sorgt für Nervenkitzel.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

ihm dann doch einen Einzeiler: «Ich empfinde nichts für dich, respektier's bitte.» – Nur: Warum hatte sie dann in der kurzen Zeit ihres Zusammenseins einen verliebten, interessierten Eindruck gemacht und so viel Nähe gesucht? Warum wollte sie von seinen Reisewünschen wissen, von seinem ersten Kuss, von seiner Lieblingsband? Man muss bei Maxim kein Interesse und keine Gefühle heucheln, der steigt auch so mit Frauen ins Bett oder hat das zumindest bis vor ein paar Monaten so praktiziert. Der Verdacht liegt nahe, dass sie sich heiss-kalt verhielt, weil sie die emotionale Intensität genoss – und zwar für eine Nacht. Ein schräges Verhalten, das scheinbar immer mehr Menschen an den Tag legen. Es hat jetzt sogar einen Namen: «Mosting».

Das neue Unding unserer Dating-Kultur verbindet zwei Hässlichkeiten: «Love Bombing» und «Ghosting». Es wird die grosse Liebe

vorgetäuscht – dann zischt man ab. Wer jetzt denkt: «Klar, so haben sich Männer schon immer verhalten, um Frauen ins Bett zu kriegen» – der hat's nicht verstanden. Vielmehr geht es beim «Mosting» darum, dass bindungsunfähige Menschen ihr Bedürfnis nach Liebe missbräuchlich und in hochkonzentrierter Form an jemandem ausleben, um sich lebendig zu fühlen. Weil sich die Kinder von Instagram halt oft selbst am meisten lieben, macht man dann aber rasch wieder den Abgang, blockt die Person ab, um sich ja nicht mit komplexeren Gefühlen und einer anderen Person tiefer auseinandersetzen zu müssen.

Was nicht heisst, dass man nun in jedem Menschen, der «Ich liebe dich» sagt, gleich den Wolf im Schafspelz wittern muss. Aber fallen solche Sätze schon in der ersten Woche, darf einen das stutzig machen.



Unten durch

Bisonsteaks

Von *Linus Reichlin*

Nehmen wir mal an, du läufst an einem Blumenladen vorbei und siehst, dass Tulpen heute die Hälfte kosten. Deine Frau mag Tulpen, und in einer Woche ist euer Jahrestag. Du fragst die Verkäuferin, ob die Tulpen in einer Woche noch frisch sind. Sie sagt: «So frisch wie ein Baby nach achtzig Jahren.» Jetzt bekommst du ein schlechtes Gewissen: Hat deine Frau es nicht verdient, dass du ihr frische Tulpen schenkst? Andererseits ist sie ja eigentlich gar nicht deine Frau. Eine Heirat kommt für sie nicht in Frage, denn sie ist eine radikale Verfechterin des Doppelnamens, und du heisst mit Nachnamen **Ganz** und sie **Dick**. Ihr wohnt nicht einmal zusammen, denn sie findet, dass Männer wie Käse sind: Man isst gern ab und zu ein Stück, aber man möchte nicht, dass er im Bad rumliegt. Ausserdem isst sie kein Fleisch, und sie möchte auch nicht dabei zusehen müssen, wie du es tust. Wenn ihr Hotelferien in Spanien macht, gehst du zum Fleischessen auf die Toilette und zum Onanieren in die Küche. Wenn dich die Köche fragen, warum du das immer hier machst, sagst du: «Weil hier so herrlich schmutzige Dinge geschehen!»

Je länger du darüber nachdenkst, desto mehr spricht dafür, dass du die billigen Aktions-Tulpen kaufst. Ihr schlaft ja auch nicht mehr miteinander, denn ihr findet keine Stellung, die für sie aus feministischer Sicht akzeptabel ist. Wenn du oben liegst, fühlt sie sich dominiert. Wenn du sagst: «Okay, geh du nach oben», sagt sie, dass sie nicht aussehen möchte wie ein Gutsherr auf einem Esel. Von hinten findet sie faschistisch, von der Seite unmöglich, unter Wasser tödlich, mit dem Mund unhygienisch. Sie sagt, sie habe lange genug männliche Fortpflanzungsorgane in sich gehabt, von jetzt an wolle sie leben wie eine Schnecke. Damit meint sie wahrscheinlich hermaphroditisch, denn einen Liebhaber hat sie ganz bestimmt nicht: Welcher Mann würde sich mit einer so komplizierten Frau einlassen? Jetzt könnte man sagen: du. Aber eigentlich wärst auch du an eurem Jahrestag lieber allein. Jahrestage machen dich traurig. Sie erinnern dich daran, wie frei und unabhängig du vorher warst. Ganz früher ging

» Fortsetzung auf Seite 64

es ja noch, damals waren die Frauen noch irgendwie menschlicher. Aber seit es Kleinwagen gibt, haben sie sich verändert. Manchmal kommen sie dir vor wie Leute, die aus einem Krieg zurückkommen und die sich ins friedliche Zusammenleben nicht mehr richtig eingliedern können. Ein-Gliedern! Hihi! Jedenfalls befürchten sie dauernd, dass die Männer sie übers Ohr hauen wollen, das ist für beide Seiten sehr anstrengend und führt dazu, dass man ungeduldig auf die Markteinführung von empathischen Robotern wartet. In den USA gibt es schon welche aus einem Latexgemisch, das sich anfühlt wie eine Hotelköchin. Aber bis man mit solchen Robotern nach Spanien fahren kann, muss man sich mit herkömmlichen Frauen rumschlagen. Mit solchen, die sich «I am Jane Dark and I'm gonna liberate France» aufs Steissbein tätowieren lassen. Also kaufst du für deine Jane Dark die Rabatt-Tulpen, basta!

Zu Hause bespritzt du sie mit ein bisschen Blumendünger, wickelst sie in einen alten Plastiksack und legst sie ins Gemüsefach. Als du sie am Morgen des Jahrestags auswickelst, sind sie kompostiert. Du gehst in den Blumenladen und beschwerst dich bei der Verkäuferin. Sie hört dir ruhig zu und sagt dann: «Ich bin heute auch Aktion. Man kann mich zweimal haben für nur einmal lächeln. Und ich liege fürs Leben gerne unten und esse Bisonsteaks mit den Händen. Anstatt Frankreich zu befreien, würde ich lieber asiatische Gerichte für dich kochen.» Woher zum Teufel weiss sie so genau, wonach du dich sehnst? Du fliegst mit ihr total verliebt nach Spanien, und dort verrät sie es dir: «Zwölf Jahre Erfahrung mit Männern, die bei mir Blumen für ihren Jahrestag kaufen.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Eleganz des Tangos

Von Peter Rüedi

Gwiss gönne ich es den Einwohnern von Visperterminen im Wallis, dass sie auf den höchsten Rebberg Europas stolz sind und auf den Heida, der dortselbst bis auf 1150 m ü. M. wächst. Allein, was zählt ein solcher zweifelhafter Rekord angesichts der Verhältnisse in Argentinien? Wir brauchen dabei gar nicht an den absoluten Höhenweltmeister zu denken, Donald Hess mit seinem Weinberg El Arenal im Norden des Landes (er pflanzte dort Reben auf einer Höhe zwischen 2900 und 3100 m ü. M.), es reicht das Beispiel der bekanntesten Region Argentiniens, der Zone im Mendoza, wo auf 168 000 Hektaren Reben wachsen. Hier, in der Region Gualtallary im Uco-Tal, gründeten fünf Partner, unter ihnen der Schweizer Hans Niedermann, im Jahr 2002 die Winery Finca Ambrosia, 65 Hektaren am Fuss des Andenvulkans Tupungato. Die Reben erstrecken sich bis auf eine Höhe von 1250 m ü. M., bewässert werden sie vom Schmelzwasser des Andengipfels. Die Höhe ist als Faktor dafür, dass die Neugründung einen raketenhaften Aufstieg hinlegte, nicht einmal der wichtigste.

Die jüngste Geschichte der unter dem Begriff Mendoza versammelten Appellationen ist die neue Aufmerksamkeit für die sehr unterschiedlichen Terroirs, welche die verschiedensten Ausprägungen von Malbec (nach wie vor die Nummer eins unter den argentinischen Sorten) hervorbringen. Und die Newcomer von Artemisia waren so klug oder so glücklich, sich die Mitarbeit von Pedro Parra zu sichern, der vielleicht grössten Terroir-Kapazität Argentiniens. Das Resultat ist dementsprechend. Es stimmt zwar, dass in Mendoza bei halbwegs intaktem Fachwissen (u.a. auch, was die hier unerlässliche Bewässerung angeht) aus Malbec immer trinkbare bis erfreuliche Weine entstehen. Die von Ambrosia liegen in ihrer Finesse zweifellos einen Zacken darüber, und zwar beide der hier warm empfohlenen.

Der vielschichtig zwischen reifen Fruchtarten (Kirschen, Rosinen), kühner Würze (Pfeffer, Nelken, eine Spur Wacholder) und fundamentalen Noten wie Kaffee, Tabak und Vanille oszillierende Malbec Precioso ist sehr nachhaltig im Abgang, aber hochelegant und frisch, ein ebenso nobler wie übermütiger Wein. Der Malbec Viña Unica verleugnet die Verwandtschaft mit dem Bruder nicht, ist aber eine Spur breiter in der Anlage, nicht ganz so verspielt-tänzerisch, wenn auch seinerseits ein sehr gelungener Wein. Letztlich ist die Entscheidung für den einen oder anderen eher eine Frage des individuellen Anklangs der Geruchs- und Gaumenerven als eine des Preises. Hier wie dort: die Eleganz des Tangos.

Finca Ambrosia Gualtallary Tupungato Malbec Precioso 2014. 14,8%. Boucherville, Zürich. Fr. 31.–. www.boucherville.ch

Finca Ambrosia Malbec Viña Unica 2014. 14,8%. Fr. 23.50. (Ebenda)



Salz & Pfeffer

Grossartiger Landgasthof

Von Andreas Honegger

Wenn man durch die Weinbergterrassen des Kaiserstuhls im Breisgau fährt und für einen Zwischenhalt einen Landgasthof sucht, erwartet man nicht, in einem französisch anmutenden Gourmet-Lokal zu lan-

den, in dem man auf hohem Niveau verwöhnt wird. Das Restaurant «Schwarzer Adler» in Vogtsburg-Oberbergen – mit einer grossen Schönwetterterrasse – ist konventionell eingerichtet, so, dass die Erwartungen, die das Äussere des stattlichen alten Weinbauernhauses weckt, im Innern vollumfänglich eingelöst werden.

Wir starteten mit einer Gänseleber mit Apfel-Chutney, Portwein-Gelee und Brioche-Toast, die so perfekt war wie das Carpaccio aus Lachs und Langostinos. Wunderbar leicht war ein Turbot in Beurre blanc mit Kartoffel-Kapern-Ragout, und die in zwei «Runden» servierten Froschschenkel an einer leichten Kräutersauce unterschieden sich nicht von denen der besten Küchen jenseits des Rheins. Gut gelungen waren auch Lamm-Medaillons von der Schwäbischen Alb. Die mitgelieferte «gepullte» Schulter des gleichen Tiers überzeugte dagegen weniger. Der Michelin-Stern und die 18 Gault-Millau-Punkte sind absolut verdient. Wir bezahlten zu

dritt mit Wein rund 250 Euro. Es gibt noch so vieles auf der Karte, das man probieren möchte – etwa die Anjou-Taube, das Filet vom Kaiserstühler Kalb mit schwarzen Trüffel oder die gebratene Ente aus der Dombes. Auf Vorbestellung ist hier auch die getrüffelte Poularde in der Blase erhältlich.

Ob der Patron Franz Keller ein Weinproduzent mit Gourmet-Restaurant ist oder ein Wirt mit Weinbergen und einer modernen Kellerei, muss man nicht entscheiden. Entscheidend ist auch beim Wein die Qualität. Wir haben den hervorragenden Weissburgunder «Pulverbuck, Erste Lage» genossen, den Philipp Schwander in der Schweiz vertreibt. Neben den eigenen Provenienzen lagern noch 2700 verschiedene Weine in den Kellern des Hauses.

Restaurant Schwarzer Adler, Badbergstrasse 23, Vogtsburg-Oberbergen. Tel. +49 7662 93 30-0. www.franz-keller.de. 1 Stern, 18 Gault-Millau-Punkte.



Auto

Vollgas für Gentlemen

Der Alpina B5 ist die sehr schnelle Möglichkeit, einen BMW zu fahren, mit dem man sich als Individualist positioniert. *Von David Schnapp*

Es gibt ja BMW- oder Mercedes-Kinder, wie es Migros- oder Coop-Kinder gibt. Familien, bei denen die eine oder andere grosse Automarke seit Generationen gefahren wird. Nehmen wir jetzt mal an, ich wäre in eine BMW-Familie hineingeboren worden – was nicht der Fall ist. Meine Mutter fuhr einen Renault R4 und später einen Clio. Und nehmen wir an, ich hätte mich zu einem sehr eigensinnigen Kind entwickelt. In diesem Fall würde ich vielleicht keinen BMW fahren wollen, sondern einen Alpina.

Das Familienunternehmen Alpina aus Buchloe entwickelt seit fünfzig Jahren «exklusive Automobile für einen Kreis von Kennern, die Sinn für das Besondere haben und den Genuss lieben», wie es auf der Website der Firma heisst. Die Basis der Fahrzeuge sind neue BMW-Modelle, die bei Alpina mit Eingriffen in die Motorenarchitektur, mit eigenen Fahrwerken oder Innenausstattungen individualisiert werden. Nur bei Alpina gibt es den 600-PS-Fünfer ausserdem als Kombi, was BMW längst nicht mehr angeboten wird.

Kürzlich fuhr ich für ein langes Wochenende den BMW Alpina B5 Biturbo: Das Auto basiert auf dem neusten 5er-Modell, hat aber dennoch einen ganz eigenen Charakter. Durch den Alpina-Schriftzug in der Frontschürze, die vier verchromten Endrohre oder die klassischen Vielspeichenfelgen ist der B5 klar, aber unaufdringlich als Alpina-Modell erkennbar. Hinter dem Lenkrad zeugt das spezielle Layout der zentralen digitalen Anzeige von der Manufakturqualität des Wagens.

Der B5 ist ein Kraftpaket, das seine Potenz kaum zur Schau stellt. Selbst wenn der Motor mit dezemtem Grollen startet, ist noch nicht klar, was das Auto kann. Langsam rolle ich vom Hof, grün-blau leuchten die digitalen Instrumente vor mir, bei der ersten Gelegenheit versuche ich mit einem beherzten Druck aufs Gaspedal, etwas mehr über den Alpina zu erfahren.

Wenn die mächtigen Turbolader ihr Wirkungspotenzial entfalten, schießt der B5 nach vorne wie die Faust eines Schwergewichtsweltmeisters: 608 PS und 800 Nm leistet die

Limousine maximal, das ist etwas mehr als beim neuen BMW M5 (600 PS/750 Nm). In 3,5 Sekunden ist dank dem Allradantrieb Tempo 100 km/h erreicht, das sind fast Supersportwagenwerte.

Der natürliche Entfaltungsraum eines B5 ist deshalb die deutsche Autobahn, die ich an einem schönen Samstagmorgen heimsuche, um in den Schwarzwald zu gelangen. Ich bin im Drei-Sterne-Restaurant «Bareiss» zum Mittagessen verabredet – schliesslich sind Alpina «Fahrzeuge für automobile Gourmets». Bis zu 330 km/h schnell könnte der B5 werden. Mir reicht schon die turbogeladene Vehemenz, mit der die Limousine wie an einem Faden gezogen bis 250 km/h (und darüber hinaus) beschleunigt und dabei gentlemanlike ruhig und sicher auf der Strasse liegt.

Im «Sport»-Modus sind die Dämpfer des B5 ziemlich straff, die 20-Zoll-Räder mit ihrem niedrigen Querschnitt lassen einen die Beschaffenheit des Asphaltspürens spüren. Für entspanntere Fahrten gibt es einen «Comfort»- und einen «Comfort Plus»-Modus, aber ganz verbergen kann das Auto seine sportliche Auslegung nicht. Darum geht es beim Alpina B5: Man ist schnell, dynamisch, aber immer mit Haltung.

BMW Alpina B5 Biturbo

Leistung: 608 PS (447 kW), Hubraum: 4395 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 330 km/h
Preis: Fr. 126 800.–, Testauto: Fr. 150 920.–

Schön wie eine Statue, schnell wie eine Gazelle

Für Hemingway ist sie «das sensationellste Weib, das Menschaugen je gesehen haben»: Josephine Baker, der erste schwarze Superstar, bringt ein Afrika nach Europa, das alle Träume von Erotik und Exotik übertrifft. *Von Dagmar Just*

Es ist im gleichen Sommer 1906, da im amerikanischen St. Louis, Missouri, Freda Josephine McDonald als ungeplantes, uneheliches Kind einer jungen schwarzen Wäscherin und eines jüdischen Strassenmusikanten geboren wird, während auf der anderen Seite des Atlantiks Henri Matisse in einem Pariser Antiquitätengeschäft einen kleinen «aus Holz geschnitzten Negerkopf» entdeckt und seinem spanischen Widerpart Pablo Picasso zeigt, «der ebenso fasziniert davon war wie ich. Wir diskutierten lange darüber, und seither interessieren wir uns alle für Negerkunst.»

Dass das kleine schwarze Mädchen neunzehn Jahre später ganz Paris aufmischen und so gut wie jeden Künstler dort inspirieren wird – das wird ihm nicht an der Wiege gesungen. Stattdessen erfährt es Armut, Rassenpogrome und hört Sätze wie: «Vor den Lebenden muss man sich fürchten, nicht vor den Toten!» In der Schule spielt sie den Klassenclown und prügelt sich, selbst mit den Lehrerinnen. Später klaut sie Kohlen, sucht Essen im Müll, jobbt in weissen Familien als Babysitterin.

Mit dreizehn hat sie das alles satt, heiratet, brennt wieder durch, kellnert in einem Jazzklub, wo ein Trompeter ihr zu ihrem ersten Engagement für eine kleine komische Tanznummer bei einer Tourneebühne verhilft. Mit fünfzehn heiratet sie wieder, er ist Zugbegleiter, heisst Will Baker, und diesmal behält sie seinen Namen, auch als die Ehe scheitert. So geschehen in New York, und zwar genau im Moment, als sie sich von der Rolle eines Kaspers in der Revue der Chocolate-Dandies-Show für 30 Dollar Wochengage zum «bestbezahlten Revue-Girl der Welt» hinaufgetanzt hat und das Angebot ihres Lebens erhält: eine Spielzeit in Paris als Star der «Revue nègre» für 250 Dollar in der Woche.

«Herzschlag des Dschungels»

In der Nacht des 2. Oktober 1925 ist im Théâtre des Champs-Élysées Premiere. Ungläubig sieht das Publikum, was für ein Feuerwerk die Neunzehnjährige da entfacht. Wie sie im wahnwitzigen Tempo der Jazz-Riffs und -Rhythmen über die Bühne wirbelt, zuckt, fegt, springt, dabei abwechselnd lacht und schielt und sich verrenkt: «die rasende Leidenschaft des afrikani-

schen Eros» (André Levinson), «der Herzschlag des Dschungels» (C. Bérard). Und als skandalöses Sahnehäubchen folgt die als urafrikanisch verkaufte hocherotische *danse sauvage*: «Sie lag mit dem Kopf nach unten, die Beine im Spagat, auf den Schultern eines Riesen. Und sie war, bis auf eine rosa Flamingo-Feder zwischen den Schenkeln, vollkommen nackt. Einen Augenblick lang herrschte vollkommene Stille. Dann ging ein Schrei durchs Publikum» (Janet Flanner). Danach sind sämtliche Vorstellungen ausverkauft – erst in Paris, dann in Berlin und Brüssel. Als sie zwei Monate später ihren legendären Nacktauftritt mit nichts als viel Schmuck und dem berühmten Bananengürtel am Leib hinlegt, ist sie Kult. Die schwarze Venus. Inbild von Mut und natürlicher Grazie, sinnlicher Schönheit, körperlicher Virtuosität und Lebenslust.



Nützlich sein: Bakers Kinder.

Für Hemingway ist sie «das sensationellste Weib, das Menschaugen je gesehen haben oder sehen werden». Für Alexander Calder das Modell zu einem seiner frühesten und luftigsten Mobiles. Francis Scott Fitzgerald

verewigt sie in «Babylon Revisited». Der Wiener Architektur-Pionier Adolf Loos entwirft für sie eine Villa aus Glas und schwarz-weissem Marmor. Le Corbusier zeichnet sie nackt in seiner Schiffskabine auf dem Atlantik und fordert danach «Bauten aus dem Geist ihres Tanzes». Tsuguharu Foujita, Henri Laurens und Marie Laurencin, Kees van Dongen und Georges Rouault malen sie, die berühmte Madame D'Ora fotografiert sie, Alice B. Toklas mixt aus Bananen und drei Esslöffeln Likör Raspail ein Josephine-Baker-Dessert. Und Berlins Theatergott Max Reinhardt bietet ihr exklusiv: «Ich engagiere Sie für drei Jahre ans Deutsche Theater und mache die wichtigste Schauspielerin Europas aus Ihnen.»

Stattdessen heiratet sie ihren Manager, angeblich ein geborener Graf, und beginnt ihre zweite Karriere als Sängerin, modelt, spielt als erste schwarze Heldin im Tonfilm, nimmt Flugstunden, lernt reiten, eröffnet den Nachtclub «Chez Joséphine» und wird der Superstar Europas. Mit 22 verdient sie eine Million Dollar im Jahr und tourt mit fünfzehn Schrankkoffern, 196 Paar Schuhen, 137 Kostümen, Pelzen und unzähligen Kleidern durch die Welt.

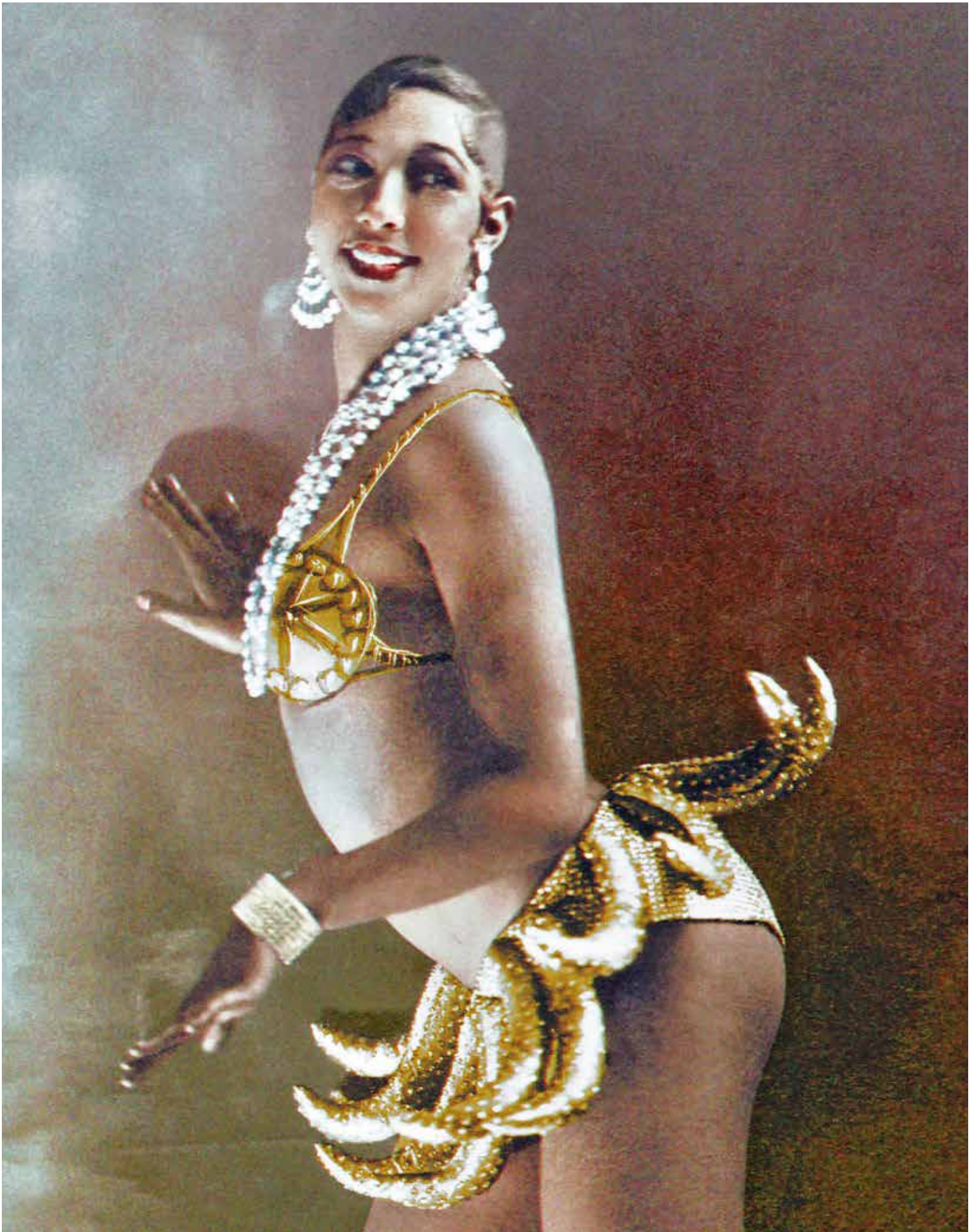
Rund zehn Jahre später, im Sommer 1937, bekommt sie durch ihre vierte Heirat, jene mit dem jüdischen Grossindustriellen Jean Lion, die französische Staatsbürgerschaft. Währenddessen bläst das benachbarte Deutschland zum Angriff auf die «Kannibalen-Musik» (Richard Strauss), und die Düsseldorfer Ausstellung «Entartete Musik» erklärt «Bayreuth zum Bollwerk gegen den Bananenrock von Josephine Baker». Als der Zweite Weltkrieg ausbricht, meldet sie sich gleich als Schwester beim Roten Kreuz, sammelt Geld für de Gaulles «freies Frankreich» und versteckt in ihrem Schloss Les Milandes im Périgord, das sie 1939 pachtet und 1940 kauft, jüdische Flüchtlinge und Waffen für die Résistance.

Experiment am offenen Herzen

Dazwischen und danach tourt sie unermüdlich durch die Welt, landet Hits und Flops, vor allem im rassistischen Amerika, übersteht mehrere Herzattacken, heiratet erneut und baut mit Ehemann Nummer fünf Les Milandes zur Touristenattraktion um und ihre berühmte Regenbogenfamilie auf: Lange vor Madonna und Angelina Jolie adoptiert das Paar insgesamt zwölf Kinder unterschiedlicher Nationalität, Hautfarbe und Religion, um der Welt, speziell Amerika, zu beweisen, dass Rassen friedlich zusammenleben können: «Man muss das Blut mischen, sonst wird die Menschheit degenerieren. Blut mischen ist etwas Wunderbares. Es führt zu starken und intelligenten Menschen, und es belebt den Geist.» Für jeden Einzelnen plant sie die Zukunft: Einer soll Diplomat, der andere Mediziner oder Hotelier werden. Und nach der Ausbildung sollen alle in ihre Ursprungsländer zurückkehren und dort nützlich sein.

Doch das Experiment am offenen Herzen der Kinder gelingt nur bedingt. Kein Kind folgt ihrem Plan, alle rebellieren, und irgendwann wirft auch ihr Mann das Handtuch. 1969 wird Les Milandes zwangsversteigert. Ein Lebensraum ist ausgeträumt. Die letzten sechs Jahre lebt sie mehr oder weniger mittellos in einer von Fürstin Gracia Patricia von Monaco finanzierten Villa an der Côte d'Azur. Am 8. April 1975 gibt sie noch einmal eine Galavorstellung in Paris. Danach bricht sie zusammen, stirbt und wird zum letzten Mal gefeiert: in einem grossen Staatsakt, mit 21 Salutschüssen.

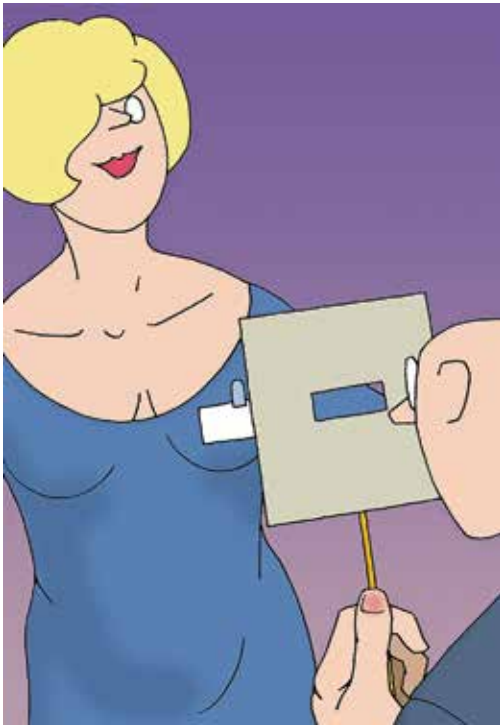
Lesen Sie nächste Woche:
Leni Riefenstahl



«Man muss das Blut mischen, sonst wird die Menschheit degenerieren»: Superstar Josephine Baker.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in Zeiten von #MeToo bei Verkäuferinnen noch auf das Namensschild schießen, das für Männeraugen oft an einem sehr gefährlichen Ort platziert ist?
Max Knecht, St. Gallenkappel

Sie wollen die Verkäuferin offenbar mit ihrem Namen ansprechen: Das ist gut so! Das Schild ist dazu da, gelesen zu werden, und eine erwachsene Frau ist in der Lage, dieses so zu platzieren, dass sie die Blicke, die es auf sich zieht, nicht als störend empfindet. Wenn Sie den Namen dann abgelesen haben, können Sie den Blick ja wieder nach oben wenden und der Dame in die Augen sehen.
Claudia Schumacher

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Schweiz kann sich von Schweden in mancher Hinsicht eine Scheibe abschneiden.» *Hans Peter Baur*

Kafkaesk

Nr. 18 – «Und keiner ist verantwortlich»; Alex Baur zum Fall Sperisen

Ich dachte immer, in der Schweiz gelte das Prinzip «in dubio pro reo». Die kafkaeske Prozessführung und das haarsträubende Urteil der Genfer Justiz zeigen ein anderes Bild. Und wie reagieren die Medien? Das Interesse hält sich in Grenzen. Wer Polizeichef in Südamerika war, wird wohl schon irgendwie Dreck am Stecken haben. Bei Tamedia reicht's gerade für einen oberflächlichen «Glanz & Gloria»-Artikel über den unbeirrbaren Staatsanwalt Bertossa. Kritische Fragen stellt nur die *Weltwoche* – leider. Verbleibt die Hoffnung, dass wenigstens das Bundesgericht dem Gemauschel der Genfer Justiz einen Riegel schiebt und auch das zweite Fehlurteil kassiert. *Peter Baumann, Möriken*

Übergeordnetes Ziel

Nr. 18 – «Auf dem Holzweg»; Kurt Schiltknecht über die Nationalbank

Hintergrund der Nullzinspolitik der Schweizerischen Nationalbank (SNB): Zwecks Gewinnmaximierung drängen internationale Konzerne die Schweiz in ein überstaatliches Gebilde. In diesem Sinne handeln Bundesrat und das verfilzte Parlament (siehe Schengen- und Dublin-Abkommen). Volksbeschwichtigung und Lügen sind programmiert. Der endlos steigende Devisenbestand und die widersprüchlichen Aussagen der SNB-Direktion beweisen, dass ein Ausstieg aus der Euro-Anbindung nie stattgefunden hat und dass zur Verhinderung des Euro- und Dollar-Zerfalls verdeckt das opportune Liquiditäts-Swap-Abkommen läuft. Fakt: Das Schweizer Volk wird von der SNB mittels eines ihm verheimlichten internationalen Finanzausgleichs hintergangen und bestohlen. Übergeordnetes Ziel der fortwährenden Destabilisierung ist der EU-Beitritt. *Bruno Ackermann, Adligenswil*

«Nur eine Frage der Zeit»

Nr. 18 – «Hitlers Tagebuchführer»; Hanspeter Born über die «Operation Tannenbaum»

Ich wurde 1938 als Tochter eines Deutschen geboren. Mein Vater, Jahrgang 1910, erhielt mehrere Marschbefehle zum Einrücken in den deutschen Wehrdienst. Sie wanderten alle in den Papierkorb. Er wollte keinen Nazidienst leisten. So erhielt er aus Deutschland regelmässig Schreiben folgenden Inhalts: «Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir die Schweiz einnehmen. Dann sind Leute wie Sie die Ersten, die drankommen.» Anscheinend waren sich die Deut-

schen nicht einig, ob sie die Schweiz einnehmen sollten. *Marlies Mettler, Eschlikon*

Kollateralschaden

Nr. 19 – «Trump in der nuklearen Zwickmühle»; von Hansrudolf Kamer

Er, der allmächtige amerikanische Präsident, hat es wieder getan. Zuerst vernichtet er ein Abkommen, dann spielt er sich als Retter auf. Es ist sicher nicht vermessen, wenn ich behaupte: Der Mann ist ein Psychopath! Nur hoffe ich, dass seine Fehler nicht einen Krieg auslösen.
Eugen Baumgartner, Reinach BL

Vorbild Schweden

Nr. 17 – «Risikoberuf Lehrer»; Katerina Janouch über Migration in Schweden

Schweden tut sehr viel für die Integration von Flüchtlingen, wohl mehr, als es die Schweiz je tun wird. Wer Flüchtlinge gettoisiert oder mit Rassismus und Nationalismus brandmarkt statt integriert, bekommt Probleme, das hat Schweden inzwischen erkannt. Schweden hat ferner das Alkohol- und das Prostitutionsproblem deutlich besser im Griff als die Schweiz. Alkohol ist nur in wenigen staatlichen Läden zu kaufen, damit sind Alkoholiker sehr viel besser zu kontrollieren und zu behandeln als bei uns. In Gävle, einer schwedischen Stadt von der Grösse Luzerns, gibt es gerade mal zwei (!) Läden, in denen man Alkohol kaufen kann, Sixpacks werden gar keine abgegeben. Freier werden bestraft und gebüsst – so wird offener Prostitution aus Osteuropa wirksam der Nährboden entzogen. «Mehr Freiheit, weniger Staat», ist halt nicht immer die bessere Lösung. Die Schweiz kann sich von Schweden in mancher Hinsicht eine Scheibe abschneiden. *Hans Peter Baur, Niederurnen*

Verschaukelt

Nr. 19 – «Rüpelhafte Asylanten»; Philipp Gut über die Probleme der SBB-Zugbegleiterinnen

Und für solche Leute gehe ich arbeiten und bezahle auch noch Steuern? Da fühle ich mich verschaukelt! Genau deswegen halte ich mich nur mit Gelegenheitsjobs über Wasser, damit ich dem Staat so wenig wie möglich abgeben muss. *Patrick Barisi, Spiegel bei Bern*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10				11				
12	13		14								15			16
17							18							
	19													
						20				21	22			
23		24		25						26				
27						28						29	30	
31			32		33					34				
		35				36					37			
38											39			
		40								41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Auf sie folgt das Aus
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Der wörtlich genommene Besucher ist öffentlich unterwegs. 6 Seine Spitze ist teils wirklich spitz. 10 Stadt in Griechenland und im Libanon, mit s landet man in Libyen. 12 Schweizerisch gesagt: benachrichtigen. 15 Das Raubtier aus Afrika ist auch himmlisch, wenn man so will. 17 Weniger Hang und vielmehr Zwang, der das Verhalten leitet. 18 Möchte man Krachmachen zurefen, deren Lärm nervt. 19 Eine hilfreiche Nummer, verspricht im Bedarfsfall Hilfe. 20 Wer von ihr spricht, meint genauso einen Gebirgszug. 23 Bei Peter Tosh assoziiert man jene Insel. 26 Die Mutter wird in Frankreich ohne Ende zu einem Gewässer. 27 Für durstige Briten macht es erst in der Rückschau Sinn. 28 Handeln, das auch antworten beinhaltet. 31 Für Plato war es das Selbstgespräch der Seele. 34 Einen Schritt in eine bestimmte Richtung machen. 35 Ines, eigentlich Stierli, legendäre Schweizer Schauspielerin. 37 Paradiesische Aussichten dank dieser Faïza. 38 War mal Damenkleid, ist heute eher Hemd oder Überwurf. 39 Sie sind feierlich, manchmal geradezu heilig. 40 Wird mit Schwung gehandhabt, erinnert an Wilden Westen. 41 Er ist oft sehr gekonnt in Limericks verpackt.

Senkrecht — 1 Die Strasse zwischen Nordatlantik und dem Arktischen Ozean. 2 Auch fast schon achtzig, der blonde deutsche Schlagersänger. 3 Schon die Bibel wusste: Wo Aas ist, sammeln sie sich. 4 Juristisch gesehen wohl auch kriminell. 5 Wer so ist, so Oscar Wilde, kennt nur die triviale Seite der Liebe. 6 Die Sportart mit Pferd und das Hemd sind namentlich eins. 7 Pan und seine siebenröhrige. 8 Zerbrechliche Dinger, doch voller Leben. 9 Ju.....ne: die gewünschte Schneideart in feine Streifen. 11 Dank ihr weiss man zumindest etwas mehr. 13 Einst Angehöriger eines Volkstammes, heute schlicht auf Zerstörung aus. 14 Bäuerliches Zentrum (Olivenanbau) im Osten Kretas. 16 Bei ihm gibt's nur einen (keuchenden) Sieger. 21 Gegründet: Die Frage ist nicht wann sondern in welcher Form. 22 Erhalten, kann leider genauso gut erliden meinen. 23 Wort, das Gegensätzlichkeit ausdrückt. 24 Auch der Dufflecoat ist einer. 25 Für Botaniker Schleifenblumen, für Hobbybotaniker Zierpflanzen für Steingärten. 29 Praktische kleine Dinger für viele Dinge. 30 Der Liegeplatz direkt am Meer ist beliebt und begehrt. 32 Zum Satzzeichen fehlt ein m. 33 Ein vielgedeutetes, Fantasie anregendes Loch. 36 Der II., III. und IV.: alles Heilig.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 567

	S	P	R	O	S	S	E	N	S	I	L	O		
S	K	A		C	A	T	H	R	R	I	N	E	R	
W	A	S	C	H	B	A	E	R	A	D	I	E	U	
A	L	T		S	O	N	N	E	N	L	I	C	H	T
T			E	H	E	R	N	I			G	A	R	E
C	E	T	A	K		I	N	D	I	E	N		E	
H	A	E	M		B	O	E	E	N		I	S	N	A
	S		M	O	A	L	A	K	N	E	E		R	
S	T	U	A	R	T		P	E	L	E	R	I	N	E
V	E	R	M	E	H	R	E	N		A	T	M	E	N
E	R	A		S		I	I	S	T		A	U	E	
A	N	K	E	T	T	E		D		H	O	S	E	N

Waagrecht — 1 SPROSSEN 8 SILO 11 SKA (Muskrichtung) 12 CATHERINE (Deneuve) 14 WASCHBAER 15 ADIEU (wörtl. v. franz. à f. bei und dieu f. Gott) 17 ALT 18 SONNENLICHT 19 EHERN 21 GARE (franz. f. Bahnhof) 22 CETAN 24 INDIEN 27 HAEM 28 BOEEN 29 ISNA (Sina) 32 MOALA 34 KNEE (engl. f. Knie) 36 STUART 38 PELERINE 41 VERMEHREN 42 ATMEN 43 ERA 44 LIST 45 AUE 46 ANNETTE (aus hebr. Hannah, „Die Anmutige“) 47 HOSEN

Senkrecht — 1 SKAL (schwed. f. zum Wohl!) 2 PASTETE 3 OCHSEN (-schwanzsuppe) 4 SABOR (port. f. Duft, Lust) 5 STANNIOL 6 EHEN 7 NEREIDE 8 SIAL (Fachkürzel f. Kontinentale Erdkruste) 9 INDIGNIERT 10 LEICA 11 SWATCH 13 RUTE 16 EHREN 20 HAMMAM 23 EASTERN (Filmgenre in Asien, das sich an Western anlehnt) 25 NEAPEL 26 INKL 28 BATH (auch engl. f. Bad) 30 SEIMAS (das auf Litauen zugeschnittene Parlament) 31 ARENEN 33 OREST 35 NEATH 36 SVEA (Mutter Svea, schwed. Nationalallegorie) 37 URAN 39 ENID 40 NEUE

Lösungswort — **REDENSARTEN**



EMS
 WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien

Degussa



GOLD UND SILBER.



GOLD – NICHTS VERBINDET GENERATIONEN NACHHALTIGER.

Seit mehr als 6000 Jahren hat Gold alle Weltreiche, alle Währungen und damit auch alle Finanzblasen überdauert. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern.

**DEGUSSA-
GOLDHANDEL.CH**

Verkaufsgeschäfte:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00



Zürich | Genf | Frankfurt | Madrid | London